

Was ist link(s) und recht(s)?
Eine Untersuchung der moralischen Gesetzmäßigkeiten
in Goethes *Die Wahlverwandtschaften*

by

Johannes Weinheimer

A thesis
presented to the University of Waterloo
in fulfilment of the
thesis requirement for the degree of
Master of Arts
in
German

Waterloo, Ontario, Canada, 2011

© Johannes Weinheimer 2011

Author's Declaration

I hereby declare that I am the sole author of this thesis. This is a true copy of the thesis, including any required final revisions, as accepted by my examiners.

I understand that my thesis may be made electronically available to the public.

Abstract

This thesis asks the question “Does the use of the words ‘left‘ and ‘right‘ (links / rechts), and their various lexical forms in Goethe’s *Wahlverwandtschaften* constitute a systematic pattern which can be applied to interpret the novel as a whole?” It argues that to simply interpret the text on the basic semantic levels of these words—left indicating wrong and false, right indicating good and correct—would fail to reflect the complicated meanings and functions for each in the thematic content of the work. In addition to these two extremes, the ‘middle‘ zone, the space between the two extremes, has an important function in the work and must be part of any broader interpretation. It combines both extremes, creates a neutral field, and also leads to a second important element, “Gesetzmäßigkeit“, roughly translated, ‘systematization‘ which is crucial to an understanding of the novel as a whole.

The thesis begins with an overview and discussion of research in German and English on the novel, narrowing its selection to the titles most pertinent to the present study, a necessary reduction given the vastness of extant research on Goethe and this novel. Using hermeneutic methodology based on Gadamer’s theory, it then argues for and against the position of moral relativity with respect to the thematics of the novel at hand. The themes of morality, legality, and mirroring structures in society receive particular attention, so too Goethe’s own position on these topics, as well as religion, which are reflected at least to some extent in the work, though the study goes well beyond that autobiographical level.

For his lexical foundation, the author has investigated all occurrences of the words ,left‘ and ,right‘ in the novel, and their lexical variants, and has selected the most meaningful as the basis for detailed discussion. Still, *all* instances are offered to

the reader in a separate appendix, if desired. The corpus analysis focusses on the main characters and passages relevant to them.

After discussion of the research to date, an overview of the methodology, an outline of Goethe's position on morality, Christianity, and religion in general, and a detailed account of the presence of the words left and right and their variants in the novel, the thesis offers chapters on all of the main characters as well as a final one on peripheral figures, in each case analyzing the individuals within the context of the concepts left and right and their connotations. The conclusion (Fazit) summarizes its contribution to Goethe research and the new insights it offers with regard to *Die Wahlverwandtschaften*, namely, that the concepts of left and right do indeed form the basis of a structural pattern; that this has meaning in the moral, religious, and societal sense; and that it is basic to the notion of structural systematization in the work. It also goes further to suggest productive avenues for future research on this novel, including its connections to the work of Goethe's contemporary William Blake, Goethe's „Theory of Colours”, and modern interpretations of the whole.

Acknowledgements

Ich möchte an dieser Stelle allen Personen danken, die mich in irgendeiner Weise beim Schreiben dieser Arbeit unterstützt haben. Besonderer Dank geht hierbei an meinen Betreuer Prof. Dr. David John, der mir mit viel Geduld und Hilfe zur Seite stand. Weiterer Dank geht an meine Mutter und all diejenigen Freunde und Bekannte, ohne die ich niemals an diesem Programm teilgenommen und diese Arbeit geschrieben hätte.

Table of Contents

1. Einleitung.....	1
2. Graphischer Überblick.....	18
3. Goethe und Religion	22
3.1 Goethes Perspektive und die Bedeutung für <i>Die Wahlverwandtschaften</i> ..	22
3.2 Wie sind die Wahlverwandtschaften religiös verständlich?.....	29
4. Eduard	33
5. Charlotte	45
6. Ottilie.....	58
7. Die Mittelglieder und andere Wahlverwandte	71
8. Fazit.....	91
Bibliographie	96

1. Einleitung

Johann Wolfgang von Goethe war ein wissbegieriger Mensch, vor allem wenn es um Natur und Wissenschaft, Religion und das Überirdische ging. Das Wissen, das er sich aus dieser Neugier heraus aneignete, umfasste neben seiner Begeisterung für Religionen, insbesondere dem Christentum, ebenso ein hohes Maß an kritischer Betrachtung. *Die Wahlverwandtschaften* 1809 spiegeln diese Kontraste wider. Vor allem moralische Maxime, die nicht nur gesellschaftlich, sondern auch religiös verankert sind, sind ein essentieller Grundstein, die den *Wahlverwandtschaften* auf verschiedene Art und Weise zu Grunde liegen. Der Dreh- und Angelpunkt des Romans, das moralische Dilemma des Ehebruchs und der Scheidung, fügt sich in die Epoche des Jahrhundertwende ein, in der die Erzählung entstanden ist. Es kollidieren die Vernunft und das Gefühl als Idealvorstellungen einer Gesellschaft parallel zum Wechsel zwei sich gegenüberstehender Perioden. Diese Problematik, die dazu gehörige Auseinandersetzung damit und einen möglichen Lösungsvorschlag schreibt Goethe in einer parabelhaften Geschichte nieder, die er *Die Wahlverwandtschaften* nennt.

Neben dem thematisierten Ehebruch spielen auch die Perspektiven der Figuren dazu eine wichtige Rolle. Die Verbindung dieser Motive ist eng mit Fragen der Moral verknüpft und in der christlichen Religion dogmatisch festgelegt, sodass ein Vergleich zu einer textimmanenten Wertung möglich ist. In den zehn Geboten des Christen- und Judentums heißt es zum Beispiel, dass man nicht ehebrechen soll. Die Formulierungen hierzu variieren nach Zeit und Epoche. In Goethes *Wahlverwandtschaften* finden sich Stellen, an denen eine Figur eine Entscheidung trifft, welche sich aus beiden Standpunkten, also dem der Figuren und dem christlichen, moralisch bewerten lässt, was stellenweise mit den Worten links oder

rechts attribuiert wird oder auch mit etwas, das eine Einheit und damit einen Mittelweg in dem binären Denken zu links und rechts beschreibt. Die Leitfrage dieser Arbeit versucht diese Aspekte miteinander zu verbinden. Untersucht werden soll der Gedanke, ob sich hinter dem Gebrauch der Worte und Lexeme zu links, rechts oder einer Mitte ein System verbirgt, das für das Thema Ehebruch eine Bedeutung hat. Des Weiteren wird geprüft, wie sich dieses Konstrukt auf moralische und religiöse Gegenstände in Bezug auf die Entscheidungen der Figuren und generell den Erwähnungen von links und rechts in ihren moralischen, und damit auch sozialen und religiösen Aspekten hin verstehen lässt. Am Ende soll dazu Stellung bezogen werden, wie sich die Moral der Figuren und der Handlung in Bezug auf links und rechts und christliche Moral äußert.

Mit diesem Ansatz soll im Rahmen dieser Thesis gezeigt werden, dass *Die Wahlverwandtschaften* Position in Form moralischer Wertung beziehen und das in Relation zur Moral und daher auch zu Gesellschaft und Religion. Die Figuren werden hierbei anhand ihres Handelns auf ihre Funktionen hin untersucht und interpretiert. Das System, welches in den *Wahlverwandtschaften* vermutet wird, ließ sich in der recherchierten Sekundärliteratur jedoch nicht finden oder nachweisen. Aus diesem Grund soll diese Arbeit etwas Produktives zur Goetheforschung beitragen.

Die Frage, woran Goethe selbst geglaubt hat, soll und kann im Rahmen dieser Arbeit nicht ausführlich beantwortet werden. In zahlreichen Werken lässt sich jedoch zeigen, wie Goethe Religionen wahrgenommen und beschrieben hat. Diese Texte beinhalten Äußerungen von Freunden über Goethe, Gespräche mit ihm und über ihn und natürlich auch wissenschaftliche Arbeiten zu seinen Werken und seinem Lebenswerk. Im Rahmen dieser Möglichkeiten soll dabei illustriert werden, dass die Handlung des Romans an christliche Grundprinzipien geknüpft ist und wie sich so

moralische Aspekte unterschiedlich analysieren und kontextuell verstehen lassen. Das Resultat dieser Auswertung soll zeigen, dass Moral ein wichtiges Element der *Wahlverwandtschaften* ist und das Verhältnis von Moral, Religion und Gesellschaft im Roman definieren.

Da der Roman selbst nun schon über 200 Jahre alt ist und Goethe zu den bedeutendsten deutschen Schriftstellern gehört, gibt es eine Überzahl an Sekundärliteratur, die es zu filtern gilt. Im Folgenden kann nur ein Bruchteil der Forschungsliteratur aufgezeigt werden, die sich als nützlich erweist. Gewählt wurden diese Texte zum einen aufgrund der Namhaftigkeit der Autoren und der Verweise durch andere Sekundärtexte, und zum anderen wegen ihrer Thematik, die meist grundlegend für weitere Analysen war; ein Beispiel hierfür wären Interpretationen Walter Benjamins, die heute noch zitiert werden und ihre Gültigkeit durch ihr Alter nicht einbüßen.

Wie man weiß, so sorgte der Roman zur Zeit seiner Veröffentlichung für Aufsehen und Empörung, da das Phänomen der Scheidung in der Zeit seiner Publikation 1809 ein Tabuthema war, welches in Bezug auf den Adel der Zeit jedoch von Bedeutung war (MA, *Epoche der Wahlverwandtschaften 1807-1814* 1202)¹. Dieser Punkt, wie die Entscheidung zur Scheidung im Roman dargestellt und gesellschaftlich aufgenommen wird, bildet einen Grundgedanken dieser Arbeit. Manche Figuren reagieren rational gelassen auf dieses Thema, andere sind außer sich, und schließlich gibt es einen „Eh[e]bruch“ (MA 495), der sich jedoch nur auf einer mentalen und emotionalen Ebene abspielt: Das Kind, welches das verheiratete Paar zeugt, weist letztendlich Charakteristika aller vier Hauptfiguren auf, deren Beziehungen zueinander von anderen Figuren und ihrer selbst kritisch hinterfragt

¹ Dieses Werk enthält den Primärtext *Die Wahlverwandtschaften* und wird von hier an, gemäß MLA, mit MA als Quelle gekennzeichnet.

werden. Moralische Aspekte im Allgemeinen bilden somit den grundlegenden Ansatz, dessen Darstellung im Roman analysiert werden soll.

Mit solch einem Ansatz, der eine schematische Wertung aufzeigen will, ergibt sich jedoch ein gravierendes Problem, nämlich das der Relativität und Subjektivität in Bezug auf Fragen der Moral. Um nachvollziehen zu können, was im Hinblick auf zeitliche als auch kulturelle Dogmen als gut oder schlecht gelten kann, soll Isabella Kuhn, die auf Grundkonzepte Walter Benjamins zurückgreift, als eine Argumentationsstütze dienen. Sie analysiert *das sogenannte Böse* anhand konkreter und abstrakter Dinge. Argumentiert wird hier mit Begriffen wie „böse ‘Gewohnheit‘“ oder „Schulduweisung“ (Kuhn 17). Der wissenschaftliche Diskurs, also die dialektische Analyse der Argumente für und wider einer Wertung, soll sich so fundiert durchführen lassen. Neben den beiden Extremen links und rechts gibt es auch noch die Mitte, also eine Form der Einheit, die hypothetisch mit vielen Anspielungen, mehr oder weniger offensichtlich, auf soziale, moralische oder auch religiöse Fragen und Wertungen zielt und generell etwas Neutrales, also einen Kontrast zu links oder rechts bedeutet. Angaben zu links, rechts oder einer Mitte sind somit indexikalische Zeichen, die alle hier genannten Einzelpunkte verknüpfen sollen.

Eine weitere Stütze, um eine qualitative Wertung vorzunehmen, bietet David Constantine, der neben den Figuren auch Dinge und Umstände zu charakterisieren versucht. (Constantine, „Rights and Wrongs in Goethe’s *Die Wahlverwandtschaften*“ 393) Seine Illustration von falsch und richtig nimmt er anhand von Goethes (Liebes)Leben, seinem Verhältnis zu Frauen und der zeitgenössischen Rezeption des Romans vor.

Auch wenn die Intention des Autors für die Literaturwissenschaft heute keine größere Rolle mehr spielt, so muss doch anerkannt werden, dass durch den Horizont

desselbigen dennoch persönliche Aspekte des Verfassers in die Texte mit einfließen. Goethe selbst bestätigt, dass auch Moral und Handeln, genauer „ethische Gleichnisse“ und „Wahl“, in den *Wahlverwandtschaften* auf jeden Fall eine Bedeutung haben (MA, *Epoche der Wahlverwandtschaften 1807-1814* 1202)². Dies wiederum spielt sich auf sehr offensichtlichen und subtilen Ebenen ab, die es zu finden und aufzuzeigen gilt. Wissenschaftler wie Benedikt Jeßing belegen ausführlich, dass *Die Wahlverwandtschaften* auf komplexeste Art und Weise strukturiert sind und dies „bis in die jüngste Forschungsdiskussion die Grundlage unterschiedlicher Deutungstraditionen“ ist (Jeßing, *Johann Wolfgang Goethe* 140). Goethe bestätigt dasselbe mit den Worten, „es steckt darin mehr, als irgend jemand bei einmaligem Lesen aufzunehmen im Stande wäre“ (Goethe zit. in Eckermann, *Gespräche mit Eckermann* 281) und spricht davon, dass wir „ein moralisches Übel auf die handelnden Personen heranrücken und sich über sie verbreiten sehen“ (238-239). Diese Verschmelzung von Handeln und moralischer Auswirkung scheint somit auch passiver, schicksalhafter und nicht nur aktiver Natur zu sein, was bei „Goethe und Religion“ näher beschrieben wird.

Wolf Kittler stellt bei der Namenswahl der Figuren fest, dass das „Gewählte [...] nur die Wiederholung dessen [ist], was ein anderer gegeben hat“ (Kittler, *Goethes Wahlverwandtschaften* 230). Themen wie das der Namenswahl und seine Bedeutung sind, ganz im Gegensatz zum links-rechts-Sachverhalt, wissenschaftlich bereits breit diskutiert, sodass die Verflechtung dieser Aspekte in der folgenden Analyse unschwer untermauert werden kann. Norbert Bolz vertritt die Meinung: „Es geht [Goethe] nämlich um eine exakte experimentelle Darstellung des

² Dieses Werk enthält den Primärtext *Die Wahlverwandtschaften* und wird von hier an mit MA als Quelle gekennzeichnet.

naturwissenschaftlich undarstellbaren – sozialer Verhältnisse unterm Gesetz des Begehrens.“ (Bolz, *Goethe Handbuch* 165)

Ursula Ritzenhoff spricht von „Leidenschaft [...] mit Bewusstsein“ in Bezug auf Eduard und „Nicht von bewusster Leidenschaft“ (Ritzenhoff 139) in Bezug auf Otilie, sodass auch hier Handlungsspielräume und Schicksal, Möglichkeit und Unmöglichkeit sein eigenes Leben zu beeinflussen, aufgegriffen und nah am Primärtext beschrieben werden. Überdies bietet Ritzenhoff Wort- und Sacherklärungen, die es ermöglichen, Doppeldeutigkeiten und zeitgenössische Bedeutungen aufzugreifen und kritisch in den Kontext zu integrieren.

Das Verhältnis moralischer Wertung und Religion lässt sich unter anderem in der Todessymbolik des Romans wiederfinden. Elisabeth Herrmanns *Todesproblematik* ist dank ihrer Komplexität auch für diese Arbeit nützlich, da nicht nur das Ableben der Figuren Thema ist, sondern auch die Darstellung der Leidenschaft, die durch mangelnde Handlungsfähigkeit ein Leiden erschafft (Herrmann 67). Wertvoll sind hier die relativen Interpretationen der Geschichte durch die Figuren selbst, die an „Fassungsvermögen und den Interessen und Bedürfnissen der Erkennenden“ (43) geknüpft sind.

Symbolisch wertvoll sind auch Ansätze von Goethes Farbentheorie. Die Farben der Natur sind nach J. Hillis Miller Tropen, die als verbale Figuren verstanden werden müssen (Hillis, *Illustration* 139). Wenn im Roman beispielsweise die Farbe Rot mit etwas Bleichem zusammentrifft, was zusätzlich noch mit links und rechts beschrieben wird, so darf es nicht unterlassen werden, diesen Aspekt miteinzubeziehen. Zu diesem Themengebiet lässt sich Claudia Brodsky hinzuziehen, die *Die Wahlverwandtschaften* auf eine sehr theoretische Weise in Bezug auf die Farbenlehre hin untersucht und aus diesem Blickwinkel unter anderem die Beziehung

zwischen Charlotte und Ottilie beschreibt. (Brodsky, „The Coloring of Relations: *Die Wahlverwandtschaften* as Farbenlehre“ 1168)

Walter Benjamin befasst sich ausführlich mit der Gesamtkonzeption des Romans, aber auch deutlich mit moralischen Fragen, und analysiert diese gründlich, womit ein kritisches Gegenstück entstand, welches synthetisch zur hiesigen Arbeit berücksichtigt werden soll. Seiner Aussage nach ist „Der Gegenstand der Wahlverwandtschaften [...] nicht die Ehe. [...] Kein sittliches Problem ist hier die Ehe und auch kein soziales.“ (Benjamin 17-18). Sein Ausgangspunkt, der hermeneutische, philosophische und theologische Gedanken vereint, soll eine zusätzliche Grundlage für folgende Analyse bieten.

Um den textimmanent-symmetrischen Elementen, die eine links-rechts-Analyse mit sich bringt, Rechnung zu tragen, bietet Werner Schwan mit seinen Vorschlägen zum Verhältnis beider Romanteile, zur Kapitelfunktion oder auch der „Relativität der Schicksalsperspektive“ (Schwan 144) gute Anhaltspunkte. Stefan Blessin erörtert die „antinomische Spiegelstruktur“ (Blessin 133), die ebenfalls auf die Wahrscheinlichkeit der vermuteten These hinweist.

Um den angerissenen religiösen Aspekten gerecht zu werden, reicht es nicht aus, rein textimmanente Verweise aufzuzeigen und zu analysieren. Vielmehr sollen Goethes Ansichten zu Religion und Überirdischem aus einem größeren Kontext entnommen, hier allerdings gekürzt, aufgeführt werden. So findet man beispielsweise bei Mommsen interessante Hinweise (Mommsen 166-171), welche die Haltung Goethes zur Religion widerspiegeln. Grund für diese Begrenzung ist, dass das Thema Goethe und Religion für sich selbst schon genug Stoff für viele Magister- und Doktorarbeiten liefert, wie sich aus der recherchierten Sekundärliteratur gezeigt hat. Daher werden nur diejenigen Aspekte untersucht, zu denen sich direkte Parallelen aus

den *Wahlverwandtschaften* und nur zu den für diese These relevanten Textstellen ziehen lassen. Um Goethes Haltung zur Religion angemessen zu beschreiben, werden weitere Quellen wie Grete Schaeder und ihr Werk *Gott und Welt* hinzugezogen wird, in dem sie „die beiden Pole der Glaubenshaltung Goethes“ (Schaeder, *Gott und Welt* 8) beschreibt. In Bezug auf Religion und das *Dämonische* in Goethes Werk sind auch Wilhelm Flitners kritische Zusammenfassungen von Goethes *Dichtung und Wahrheit* „über das Dämonische“ (Flitner, *Goethe im Spätwerk* 138) sehr nützlich. Mit einer etwas moderneren Interpretation zu Goethes Religionsbildern soll Kurt Hübner zum weiteren Vergleich herangezogen werden. Der Begriff der „Ehrfurcht“ (Hübner, *Goethe im Gegenlicht* 66) wird hier aufgegriffen, mit dem sich Goethes Glauben sehr nahe an den Roman heranführen lässt. Ebenso bietet Ekkehart Krippendorf wertvolle Einsichten in die Gedanken Goethes, wenn es um das Göttliche und den Menschen als Teil desselben geht (Krippendorf, *Ma'at – Konfuzius – Goethe* 118). Solche Erkenntnisse sollen durch einfache Kombination essentieller religiöser Aspekte Rückschlüsse zulassen und vor allem den Bezug zur Einheit und damit im Verständnis einer Mitte zu links und rechts klären, sofern dies kontextuell Sinn ergibt.

Bei dieser überwiegenden Gewichtung deutschsprachiger Literatur soll auch die englischsprachige nicht vernachlässigt werden. Neben Miller ergeben sich nützliche Hinweise aus Claudia Nitschkes Untersuchung zum dargestellten Verhältnis von Gefühl und Körperlichkeit in Bezug auf die Figurenkonzeptionen (Nitschke, „Corporeality and Emotion in Goethe's *Die Wahlverwandtschaften*“ 38). Ebenso bietet Astrida Orle Tantillo eine qualitativ interessante Analyse, wenn sie das Gefühlsleben der Romanfiguren anhand ihres finanziellen Status' und dem Umgang mit Geld widerspiegelt (Tantillo, „Deficit Spending and Fiscal Restraint: Balancing the Budget in *Die Wahlverwandtschaften*“ 40).

Wenngleich der Roman nicht direkt auf seine adelskritischen Elemente hin untersucht werden soll, so bietet Werner Schlick doch nützliche Hinweise, um die Figur Eduards sinnvoll zu charakterisieren (Schlick, *Goethe's Die Wahlverwandtschaften* 261) und vor allem eine Erklärung für diverse Paradoxa zu bieten, die während dieser Analyse aufkamen.

Zu guter Letzt sei noch das *Goethe Handbuch* erwähnt, welches einige der oben genannten Werke und mehr aufführt, die ebenso schon genannten Themen in ihren essentiellsten Blickwinkeln illustriert und sich überdem noch in Kapiteln wie „Das Gesetz des Begehrens“ gut in den Kontext von Moral und Recht integrieren lässt, da auch hier Benjamins „dialektische[s] Grundschema“ ein wichtiges Kriterium bildet (Bolz, *Goethe Handbuch* 163).

Gemäß der Fragestellung der Arbeit wird der Text auf die Verwendung von links und rechts untersucht, deren etymologische Wortformen wie z.B. link, recht, Recht und deren semantischen Ebenen, die positive und negative Konnotationen umfassen. Untersucht man die Herkunft dieser Wörter, so finden sich folgende Bedeutungen:

links [...] Die Bedeutungen der l. und der rechten Seite ist im Volksglauben der indogerman. Völker uneinheitlich; winistar [das ahd. „link, dann schief u. verkehrt, widerspenstig, auch [...] unglücklich“ (Schade, *Altdeutsches Wörterbuch* 1161) bedeutet] ist eigentlich die ‚günstigere‘ Seite bei Vogelflug und Opfer. Die gegenteilige Auffassung ist christl. Herkunft (nach Matth. 25, 41). [...] Linke Körperteile werden bei Zauberhandlungen bevorzugt. Im neueren Aberglauben ist l. einerseits ungünstig (mit dem l. Bein aufstehen [...]), andererseits günstig (Schafe zur Linken; Kastanien in der l. Tasche als Mittel gegen Rheuma). Häufig ist die Gleichsetzung von rechts = gut und l. =

böse aus dem starken Vorherrschen der Rechtshändigkeit zu erklären [...].

(*Der grosse Brockhaus*, Bd. 7, 259)

Hier ist hervorzuheben, dass im christlichen Verständnis links für etwas ungünstiges steht. Zu rechts heißt es genauer:

rechts gilt im primitiven Volksglauben, auch in höheren Religionen meist als die glückhafte Seite. Klingen des rechten Ohrs bedeutet Glück. Die Rechte Gottes repräsentiert die Gnade, die Linke das Gericht. Die rechte Hand des Menschen gilt als besserer Leiter des Segens (Gen. 48, 18 ff.). Der Platz zur Rechten Gottes, des Königs, des Gastgebers, ist der Ehrenplatz. Der kathol. Priester steigt noch heute mit dem rechten Fuß zuerst den Altar hinan. (*Der grosse Brockhaus*, Bd. 9, 587)

Für diese Seite finden sich generell religiöse Bedeutungen, die das positive Element beglaubigen. Auch auf der sprachlichen Ebene finden sich Parallelen zu diesen Bedeutungsspektren. Übersetzt man zum Beispiel links und rechts in andere Sprachen, so werden die Bedeutungen dieser Worte noch anschaulicher:

Das Rechte wird in fast allen Sprachen mit „gut, gerecht, moralisch, richtig“ verbunden. Alles, was „links“ ist, löst Vorstellungen von Anarchie und unkontrollierten Gefühlen aus und ist daher schlecht, unmoralisch, gefährlich. Das lateinische Wort für links heißt „sinister“, was auch „schlecht“, „finster“, „unheilvoll“ bedeutet. Das lateinische Wort für rechts hingegen ist „dexter“, aus dem sich zum Beispiel das englische Wort „dexterity“ für „Geschicklichkeit“ und „Erfahrenheit“ ableitet. Das französische Wort für „links“ heißt „gauche“, was dem englischen „awkard“ - „ungeschickt“, „tölpelhaft“ oder sogar „mißlich“ - entspricht. Von dort leitet sich das Wort „gawky“ - „einfältig“, „dumm“ her. Rechts heißt auf Französisch „droit“, das

auch in der Bedeutung von „gut“, „gerecht“, „richtig“ verwendet wird. Das englische „left“ kommt vom angelsächsischen „lyft“, was „schwach“ oder „wertlos“ bedeutet; [...]. („Das doppelte Gehirn“)

Dass links und rechts somit nach europäischem Kulturverständnis eindeutige Konnotationen in sich tragen, lässt sich somit klar zeigen.

Neben diesem binären Ansatz findet sich auch eine wörtliche und eine symbolische Mitte. Wenn links und rechts, mit anderen Worten richtig und falsch aufeinander treffen, oder weder das eine, noch das andere überwiegt, so bildet dies eine symbolische und verordnende Mitte, eventuell eine Unteilbarkeit oder etwas, das sich nicht zusammenfügen lässt. Daher muss auch diesem symbolischen Bild der Einheit im Zusammenhang mit obig genannten Extremen Beachtung geschenkt werden. Die Konnotation bei solchen Gefügen wäre somit eine neutrale, eben ein Kontrast zu den beiden anderen sich gegenüberstehenden Positionen. Dieser Gedanke lässt sich beispielhaft am Text illustrieren: „Es gibt Lagen, in denen Furcht und Hoffnung Eins werden, sich einander wechselseitig aufheben und in eine dunkle Fühllosigkeit verlieren.“ (MA 417-418) Hier treffen zwei Worte aufeinander, wobei eines positiv und das andere negativ belegt ist. Treffen sie zusammen, dann entsteht eine „Fühllosigkeit“, also etwas Neutrales in Bezug auf die beiden ursprünglich eher positiv und negativ gekennzeichneten Elemente. Solche Gedanken finden sich mehrfach im Roman und sind scheinbar immer an eine Aufhebung der Konnotationen ihrer Einzelteile geknüpft.

Ein weiterer wichtiger Punkt ergeht aus einer vorgenommenen Korpusanalyse. Hierbei geht es um die Verwendung der Worte links und rechts und den Kontext, in welchem sie verwendet werden. Nach ersten Beobachtungen ist der Gebrauch dieser Richtungsangaben durch den ganzen Roman zwar zur Verortung bestimmt, diese ist

jedoch nicht sehr klar: Sie ist zwar sehr detailreich, aber relativ und kompliziert beschrieben. Dem steht kritisch die Forschung gegenüber:

Rühmend hebt er hervor, daß aus den verstreuten Angaben zum Lokal eine ‚klar gefügte, einheitliche Landschaft von großer Wirklichkeitstreue‘ entstehe. [...] François-Poncets Feststellung von der klar gefügten Landschaft bleibt auch in der neueren Forschung unbestritten. (Mannack 163-164)

Problematisch ist hier die Aussparung, dass die meisten Schilderungen sehr subjektive Züge tragen, was sich am einfachsten damit zeigen lässt, dass man statt der Worte links oder rechts die Himmelsrichtungen hätte benutzen können. Wendungen wie „unten das Dorf“, „dem Schlosse gegenüber“ oder „ein wenig rechter Hand“ (MA 286) gewinnen ihre Bedeutung nur durch das Subjekt. Mannack widerspricht obiger Aussage nicht, relativiert sie aber, wenn er von der „Dominanz der subjektiven Sichtweise“ als „Romankunst des 19. Jahrhunderts“ (175) spricht.

Somit ist die Bedeutung der Relativität nicht nur durch das Thema der Moral, sondern auch im Topos des Lokals vertreten, sodass es immerhin möglich ist, dass diese Worte eine subjektive Konnotation in sich tragen, was sich auch mit dem Gedanken an die Wortetymologie zu links und rechts bekräftigen lässt. Es gibt über 100 Erwähnungen der genannten Lexeme in dem Roman, von welchen ein kleinerer, essentiellerer Teil als lokal-deskriptiv fungiert und eine Vielzahl an Erwähnungen des Attributes „recht“. Des Weiteren muss besonders im zuvor erwähnten Gebrauch des Lexems „recht“ differenziert werden, da dieses Wort nicht für Verortungen gebraucht wird, die häufige Verwendung jedoch die Frage aufwirft, ob es sich hierbei um eine stilistische, pragmatische oder eine andere Ebene handelt, die es ebenso zu klären gilt. Klar ist auf jeden Fall, dass auch das Wort „Recht“ situativ in den Kontext der Moral passt, was ebenfalls im nachfolgenden Abschnitt „Graphischer Überblick“

beispielhaft erörtert und dargelegt werden soll. Dass der Gebrauch des Wortes links weit geringer ausfällt und ausschließlich im positionierenden Sinn verwendet wird, wird ebenfalls im Anschluss illustriert.

Alle Stellen im Text, die entsprechend kommentiert sind, werden daher im angemessenen Kontext untersucht und in einen wissenschaftlichen Dialog gesetzt. Das bedeutet: Religiöse Symbole, was hier nur als eines mehrerer Beispiele dienen soll, werden dementsprechend auf allgemeine Bedeutungen geprüft, aber ebenso im Zusammenhang mit Goethes persönlicher Attitüde, die sich in Briefen Eckermanns oder in seinen Werken, wie beispielsweise von Mommsen eruiert, illustrieren und erörtern lässt. Alle genannten Aspekte sollen mit Hilfe von Gadamer's Hermeneutik methodisch analysiert werden.

Die Hermeneutik als Verstehensprozess erbrachte schließlich die Grundidee dieser Arbeit. Beim erstmaligen Lesen des Romans wurde die Bedeutung der Moral bereits sehr deutlich, beim erneuten Lesen schließlich die unterschiedlichen Wahrnehmungen der Figuren und letztendlich die Relativität sowie Indizien für ein links-rechts-Schema. Gadamer beschreibt diesen Vorgang:

Die Ausschöpfung des wahren Sinns aber, der in einem Text oder in einer künstlerischen Schöpfung gelegen ist, kommt nicht irgendwo zum Abschluß, sondern ist in Wahrheit ein unendlicher Prozeß. Es werden nicht nur immer neue Fehlerquellen ausgeschaltet [...] sondern es entspringen stets neue Quellen des Verständnisses, die ungeahnte Sinnbezüge offenbaren. Der Zeitenabstand, der die Filterung leistet, hat nicht eine abgeschlossene Größe, sondern ist in einer ständigen Bewegung und Ausweitung begriffen.

(Gadamer, *Wahrheit und Methode* 303)

Da sich gerade bei einer solchen Vorgehensweise und der Suche nach einem System auch viele Gegenargumente finden lassen, werden diese in den Diskurs mitverarbeitet, sodass man–typisch dialektisch–Aussage und Gegenaussage zu einer sinnvollen und logisch nachvollziehbaren Synthese verbinden kann. Auch der wissenschaftliche Dialog als produktives Medium zwischen verschiedenen wissenschaftlichen Meinungen passt zu Gadammers Vorgehensweise:

Ein Gespräch führen heißt, sich unter die Führung der Sache stellen, auf die die Gesprächspartner gerichtet sind. Ein Gespräch führen verlangt, den anderen nicht niederzuargumentieren, sondern im Gegenteil das sachliche Gewicht der anderen Meinung wirklich zu erwägen. [...] Wer die ‚Kunst‘ des Fragens besitzt, ist einer, der sich gegen das Niedergehaltenwerden des Fragens durch die herrschende Meinung zu erwehren weiß. [...] Dialektik besteht darin, daß man das Gesagte nicht in seiner Schwäche zu treffen versucht, sondern es erst selbst zu seiner wahren Stärke bringt. (373)

Mit diesem Ansatz sollte sich einfach, aber deutlich und logisch nachvollziehbar zeigen lassen, ob den *Wahlverwandtschaften* ein solches System inhärent ist oder nicht.

Zur Hermeneutik lässt sich festhalten, dass sich neben ihren Begründern auch die bekanntesten neuzeitlichen Vertreter der Philosophie oder zumindest ihren Unterfeldern zuordnen lassen. Aristoteles, Kant, Schleiermacher, Heidegger oder Gadamer, allen diesen Namen ist eine fundamentale Grundlage gemeinsam, nämlich eine hermeneutisch-philosophische Logik.

Um den Rahmen noch genauer zu ziehen ist es notwendig, sich von politischen Aspekten und den damit verbundenen Diskursen abzugrenzen. Schließlich sind die Begriffe links und rechts auch politisch geprägt: „Die Rechte begeistert sich

für nationale Stärke, ist konservativ und widersetzt sich dem sozialen Wandel. Die Linke dagegen strebt nach Autonomie für den einzelnen und nach Veränderung, oft einer radikalen.“ („Das doppelte Gehirn“) Es mag sein, dass sich zu den Aspekten dieser Arbeit Parallelen zu politischen Perspektiven finden lassen, allerdings werden diese nicht in die Analyse eingeschlossen und hiermit ausdrücklich separiert.

Nachdem bereits viel zur Bedeutung der Moral gesagt wurde, wird diese nun genauer eingegrenzt. In der *Langenscheidt Fremdwörterbuch Online-Edition* wird „Moral“ wie folgt definiert: „**1.** Sitten- und Normensystem einer Gesellschaft **2.** sittliche Nutzenanwendung einer Erzählung **3.** Stimmung, Eifer, Einsatzbereitschaft.“ (*Langenscheidt Fremdwörterbuch Online-Edition*) Die Punkte, die hier deutlich werden, sind Sitte, Norm, Gesellschaft und nicht weniger die Tradierung dieser Werte. Moral ist also nichts Natürliches und existiert nach dieser Definition nicht ohne den Menschen, womit sie nur Gültigkeit erlangen kann, wenn sie gesellschaftlich akzeptiert ist. Auch die Frage, was denn die Moral von der Geschichte sein könnte, sollte daher nicht im Fazit vernachlässigt werden, wenn es so offensichtlich ist, dass selbige ein wichtiger Grundbaustein der Erzählung ist. Auffällig ist bei dieser Definition auch, dass kein religiöser Aspekt direkt miteinfließt. Dieser Punkt kann also ausschließlich über den gesellschaftlichen eine Einwirkung finden, was die Illustration, wie die religiösen Elemente der Erzählung überhaupt dargestellt werden, im Kapitel „Goethe und Religion“ begründet. Doch nicht nur die Moral, sondern auch das Recht, fußt auf einer gesellschaftlichen Basis:

Der Geltungsgrund des R. ist objektiv gesehen die **Rechtsidee** (*Gerechtigkeit*), d.h. der aus den obersten sittl. Werten der Rechtsgemeinschaft hergeleitete Grundsatz, daß jedem Rechtsgenossen ein angemessener Anteil an Rechten und Pflichten innerhalb des Ganzen zugewiesen werden soll. Subjektiv

gesehen ruht die Rechtsordnung auf dem all. **Rechtsbewußtsein**

(*Rechtsgefühl*), das einem bestimmten Rechtssatz oder ein Rechtsinstitut [...]

als 'gerecht' oder 'ungerecht' erscheinen läßt. (*Der Grosse Brockhaus*, Bd. 9,

585)

Subjektivität und Objektivität sind also auch hier zwei inhärente Elemente, wobei hier vor allem ersterer eine positive sowie negative, also ebenfalls eine doppeldeutige, Bedeutung innewohnt.

Für die Worte „recht“ und „Recht“ gibt es einfache Synonyme wie „ziemlich“, „richtig“, „Anspruch“ und „Gesetz“. „Ziemlich“ wiederum selbst ist ein Synonym für „relativ“ oder auch „vergleichsweise“, sodass man hier deutlich die Parallelen zur Moral sowie dem Zeitgeist ziehen kann, da sich gerade Recht und Gesetz durch den Aufstieg des Volkes und dem Niedergang des herrschenden Adels im Wandel befanden. Da auch die Säkularisierung ein Element der Zeit ist und die Kirche in Bezug auf Ehe und Religion die rechtsprechende Instanz war, ist es möglich, dass es sich hierbei um ein stilistisches Mittel handelt. Gerade für die Verwendung des Lexems „recht“ in attribuierender Funktion sieht man die mannigfaltigen Ebenen der Semantik und die Möglichkeiten des Wortspieles, deren Berücksichtigung für eine derartige Analyse unerlässlich ist.

Angewendet auf die Handlung des Romans gilt es also zu klären, in welchem akzeptierten Rahmen die Figuren agieren und auf was sie eigentlich ein „Recht“ haben dürfen und worauf es keinen Anspruch zu erheben gilt. An verschiedenen Stellen des Textes wird deutlich gezeigt, dass der Erzähler den Protagonisten beispielsweise das Recht auf emotionale Reaktionen einräumt, womit eine Relativität erzeugt wird, die es zu verstehen gilt. Ebenso lässt sich hieraus der Schluss ziehen, dass die Form der Konfliktlösung unter den Figuren, durch welche sich gerade die

Charaktere Mittler und Charlotte³ auszeichnen, nicht unerheblich ist. Aus diesem Grund ist die Unterscheidung von Recht und Moral, gleichzeitig aber auch deren Parallelen eine wichtige, um sich nicht in einer subjektiven Relativität zu verlieren. Beispiele hierzu folgen mit dem „Graphischen Überblick“, um diese theoretischen und abstrakten Gedanken konkret darzustellen.

³ Vgl. hierzu Constantine (394), der Charlottes Wesen hierin treffend beschreibt.

2. Graphischer Überblick

Folgender Abschnitt soll die zuvor ausgeführten theoretischen Ebenen der Semantik mit den praktischen verbinden, ohne jedoch vom nachfolgenden Hauptteil vorwegzugreifen, um damit die im ersten Kapitel aufgestellten Behauptungen zu veranschaulichen. Abschließend sind alle relevanten Textstellen erfasst und tabellarisch aufgeführt⁴.

Wie schon erwähnt, so ist es schwer, *Die Wahlverwandtschaften* geographisch konkret zu verorten. Aber: „Es gibt keine Landschaftsschilderung von literarischem Rang, in der nicht jede geschilderte Einzelheit erst in bezug auf das ganze Werk bedeutsam würde. Man hat bemerkt, daß in den ‚Wahlverwandtschaften‘ eine abgezielte Kunstlandschaft dargestellt ist.“ (Blessin 47) Unter solch einem Aspekt darf die Frage gestellt werden, ob die Positionierung der Kirche rechts bedeutend ist oder nicht, denn in einer objektiv-geographischen Umwelt würden die Worte links und rechts ihre semantische Hauptfunktion der lokalen Zuweisung verlieren. Blessin stellt weiter fest: „Die Dinge im Roman, die Mooshütte, die Wege, der See usw., haben keine Bedeutung an sich. In dem Maße, wie sie in die Absichten, Pläne und Hoffnungen der handelnden Figuren einbezogen sind, geben diese ihnen jeweils einen bestimmten Sinn.“ (49) Damit sei ein weiteres Indiz dafür gefunden, dass—in oben angeführten Beispiel—die Attribution mit rechts Bedeutung hat, wenn auch nicht im verortenden Sinn.

Häufig findet sich auch das Substantiv „Recht“ im Roman wieder. Um hier eine Antwort auf die Frage nach der Verwendung dieses Wortes zu finden, wird exemplarisch die Sicht der Figuren unter die Lupe genommen. Charlotte zum Beispiel sieht ihre Beziehung zu Eduard als ihr Recht an, welches sie nicht aufgeben möchte:

„Kannst du mir zumuten, daß ich auf mein wohlerworbenes Glück, auf die schönsten Rechte, auf dich so geradehin Verzicht leisten soll?“ (MA 385) Das Recht kann hier aus Charlottes Perspektive als die moralische Verantwortung Eduards durch die Heirat verstanden werden, ebenso aber auch als ihr gesellschaftliches Eherecht als Ehefrau. Somit wird eine Ambivalenz deutlich, je tiefer man die semantische Ebene betrachtet; denn auch die Identifikation der vier Hauptfiguren mit der „Logik der Wahlverwandtschaften durch die Buchstaben A, B, C und D“ (Bolz, *Goethe Handbuch* 161) kommt einem (Natur)Gesetz, einer Gesetzmäßigkeit gleich. Schon „Der Begriff ‚Wahlverwandtschaft‘ impliziert [...], daß ein Verhältnis einem anderen vorgezogen, dieses also getrennt wird“ (161). Die Grenzen, die es erlauben festzustellen, wo die Grenzen von Moral und Recht beginnen und enden, verschwimmen somit. Dass es eine Gesetzmäßigkeit gibt steht jedoch außer Frage: „Nicht Wahl, sondern ein Gesetz bestimmt die Konstellation der Figuren.“ (162) Dieser Aussage stimmt der Verfasser eindeutig zu, was in der Analyse illustriert werden wird.

Im Nachfolgenden sind alle Abschnitte gelistet, die für diesen Rahmen relevant sind. Die grundlegenden Gedanken für die Mehrdeutigkeit zu „recht“ sind nun ausgeführt, sodass der Hauptuntersuchungsgegenstand, hier mit „verortender Gebrauch“ benannt, betrachtet werden kann. Notwendig ist diese Gründlichkeit, um die Analyse in ihren Grundlagen zu fundieren. Aufgelistet werden alle Stellen im Text und entsprechend sondiert, um Verwechslungen zu vermeiden und den Fokus der Interpretation möglichst zielgerichtet zu lenken.

⁴ Vom Verfasser wurde eine komplette Liste mit allen, also auch den für diese Arbeit irrelevanten Textpassagen erstellt, die auf Anfrage verfügbar ist.

Verwendung des Lexems	Seite, Zeile
Lexeme von „rechts“	
Adjektiv (23x)	288, 32; 288, 40; 289, 20; 298, 26; 304, 9; 304, 37; 308, 19; 309, 31; 326, 22; 340, 21; 342, 8-9; 342, 36; 343, 19; 355, 35; 361, 18; 438, 24; 463, 39; 472, 34; 500, 7 (2x); 506, 17; 521, 18;
Adverb (61x)	286, 24; 289, 29 (2x); 289, 32; 290, 6; 291, 8 (2x); 295, 11; 295, 15; 295, 31; 295, 40; 300, 18-19; 302, 25; 306, 13; 309, 4; 311, 15; 313, 33; 318, 22; 319, 15; 328, 22; 329, 10; 330, 21; 338, 11; 338, 25; 339, 8; 344, 10 (2x); 348, 11; 348, 25; 348, 38; 351, 34; 352, 37; 359, 26; 360, 2; 360, 23; 361, 1; 361, 26; 375, 10; 375, 33; 392, 36; 400, 4; 406, 40; 436, 37; 437, 38; 440, 18; 442, 40; 449, 9-10; 451, 12; 451, 39; 454, 2; 462, 31; 475, 35; 483, 34; 491, 32; 495, 19; 499, 38; 505, 27; 510, 15; 521, 9;
Substantiv (40x)	289, 35; 289, 37; 291, 2 (2x); 299, 4; 299, 11; 300, 23; 306, 21; 328, 5; 329, 8; 338, 9; 338, 17; 350, 1; 359, 10; 364, 2; 364, 5; 364, 11; 364, 33-34; 371, 12; 381, 16; 385, 10; 385, 18; 389, 39; 404, 28; 404, 31; 404, 39; 405, 39; 412, 5; 418, 17; 437, 23; 454, 27; 454, 29; 467, 6; 490, 17; 492, 39; 494, 30; 501, 10; 521, 8; 526, 17;
Verb (4x)	321, 18; 329, 31; 371, 34; 516, 37;
verortender Gebrauch (22x)	286, 26; 286, 31; 287, 6; 289, 10; 297, 17; 307, 34; 323, 9; 324, 4; 324, 11; 324, 12; 324, 13; 334, 19; 339, 33; 365, 26; 427, 27; 428, 7; 483, 25; 488, 35-37; 496, 31; 496, 37; 510, 3;

Wie schon mehrfach erwähnt, soll auch alles, was eine Mitte beschreibt, in diese Analyse miteinbezogen werden. Nachfolgende Tabelle listet alle relevanten Erwähnungen zur Mitte, einer ähnlich verständlichen Einheit und–der Übersicht halber–auch von „links“, auf.

Mittler (48x)	297, 25; 298, 34; 299, 16; 300, 22; 348, 25; 348, 27; 350, 10; 394, 9; 395, 11; 395, 17; 395, 20; 395, 23; 397, 1; 397, 23; 398, 13; 398, 17; 398, 34; 399, 4; 399, 17; 399, 23; 400, 4; 400, 28; 461, 5; 461, 26; 461, 35; 462, 2; 462, 9; 500, 22; 508, 23; 508, 25; 509, 2; 509, 4; 510, 3; 510, 7; 510, 18; 510, 29; 515, 3; 518, 25; 520, 13; 520, 33; 520, 38; 522, 2; 522, 16; 522, 22; 523, 9; 523, 35; 529, 10; 529, 17
Lexeme von „Mitte“ (12x)	308, 27; 316, 5; 350, 22; 361, 17; 365, 16; 375, 15; 376, 13; 393, 38; 469, 19; 488, 35; 497, 3; 518, 35;
Topos der Einheit (20x)	317, 9; 323, 29; 324, 12-13; 340, 29; 343, 27; 348, 25; 350, 8; 360, 18; 375, 13; 395, 8; 401, 11; 417, 40; 449, 37; 461, 14; 465, 13; 469, 19; 473, 30; 488, 26; 488, 35-37; 496, 12;
Lexeme von „links“ (13x)	287, 6; 297, 17; 307, 34; 323, 9; 324, 13; 342, 8-9; 362, 4; 428, 7; 483, 25; 488, 37; 496, 31 (2x); 510, 9;

Im Hauptteil werden daher folgende, meist auch im allgemeinen für die Geschichte relevante, Stellen untersucht:

<i>Links</i>	<i>Mitte, Einheit</i>	<i>Rechts</i>
		Kirche steht rechts vom Dorf.
		Rechts das Tal.
Eduard schlägt linken Weg ein.		
		Hauptmann zieht auf den rechten Flügel.
	Mittlers Wesen und seine Namensbedeutung.	
	Eduard sah weder rechts noch links, als er Charlotte wählte.	
Otilies Kopfweh.		Eduards Kopfweh.
	Bedeutung der Mittelglieder.	
Otilies rote Wange.		Otilies bleiche Wange.
		Eduard zieht zum Hauptmann.
		Otilie sitzt zu Eduards Rechten.
Mooshütte steht links.		
	Kalk und das Gesetz als Bindemittel.	Lusthaus am rechten Fleck. Grundstein in rechter Ecke.
	Graf und Baroness fahren symmetrisch ein.	Baroness sitzt zur Rechten.
Tür nach links in Charlottens Zimmer.		
	Gemeinsame Nacht des Ehepaares.	
	Die Teiche und ihre Zusammenlegung.	Platanen stehen zu weit rechts.
Soldat soll mit links schreiben.		Soldat verlor rechte Hand.
	Umzug der Frauen.	
	Soldaten fallen in der Schlacht links und rechts.	
Otto auf linkem Arm und Buch in linker Hand.		Ruder in rechter Hand.
		Verirrte zurück auf den rechten Weg.
	Unbequemes Gefühl der mittleren Zeit.	

3. Goethe und Religion

3.1 Goethes Perspektive und die Bedeutung für *Die Wahlverwandtschaften*

Im Folgenden soll geklärt werden, weshalb und wie das Thema Religion für die links-rechts-Analyse eine Rolle spielt. Es wurde bereits erörtert, dass mit dem Thema Moral grundsätzlich eine Relativität einhergeht, die auf verschiedenen Punkten–u.a. eben auf Religion und Glauben–beruht. Diesbezüglich gilt es, den Rahmen, der für *Die Wahlverwandtschaften* relevant ist, sinnvoll zu begrenzen. Hierbei ist problematisch, dass sich Goethes Blick auf Religion ohne einen gezielten Fokus kaum kritisch darstellen oder sinnvoll verarbeiten lässt. Erschwert wird dies durch die Komplexität, die dem Thema Goethe und Religion innewohnt, wie Grete Schaeder es ausdrückt: „Goethe hat eine zweifellos echte religiöse Ergriffenheit nicht unmittelbar ausgesprochen, sondern in einem Medium zum Ausdruck gebracht, in dem sie sich nicht jedem Leser mitteilen wird.“ (Schaeder 318) Daher bedarf es einer kurzen und bündigen Erörterung, um den Rahmen festlegen zu können. Grundlegend für jede Analyse, die sich mit Goethes Glaube und Religiosität beschäftigen will, ist, dass Goethe von klein auf bereits ein generelles Interesse an allem Religiösen hatte (Mommsen 158) und er auf seiner eigenen Suche nach Gott war (Goethe, *Meine Religion – Mein politischer Glaube* 6).

Bei all seiner Begeisterung darf es aber nicht unterlassen werden, seinen Blick hinsichtlich der Religionen kritisch zu unterscheiden. Im Hinblick auf das Christentum galt für ihn beispielsweise: „Kirche gleich Lüge [und] Geistliche gleich Betrüger.“ (Mommsen 167) Für sich selbst genommen, ist diese Aussage nicht korrekt und irreführend, denn hierbei handelt es sich vorwiegend um eine Kritik an den oberen Kirchständen und der Anfälligkeit für Missbrauch, als an dem Ideal und der Idee der Kirche selbst:

Freilich ist gar viel Dummes in den Satzungen der Kirche. Aber sie will herrschen und da muß sie eine bornierte Masse haben, die sich duckt und die geneigt ist, sich beherrschen zu lassen. Die hohe, reichdotierte Geistlichkeit fürchtet nichts mehr als die Aufklärung der unteren Massen. (Goethe, *Meine Religion* 38)

Von dieser durchweg negativ scheinenden Blickweise muss Goethe dennoch distanziert werden. In seinem Bild der Kirche spiegeln sich auch positive Auffassungen wider, da gerade die Grundsätze, auch wenn sie sich von der Realisierung unterscheiden mögen, etwas Edles, etwas Würdiges in sich tragen, die die Religion des Christentums wiederum wertvoll machen:

Die dritte Religion, die Ehrfurcht vor dem hat, was unter uns ist, die christliche, ist ein letztes, wozu die Menschheit gelangen konnte und mußte. Aber was gehörte dazu, die Erde nicht allein unter sich liegen zu lassen und sich auf einen höheren Geburtsort zu berufen, sondern auch Niedrigkeit und Armut, Spott und Verachtung, Schmach und Elend, Leiden und Tod als göttlich anzuerkennen, ja Sünde selbst und Verbrechen nicht als Hindernisse, sondern als Fördernisse des heiligen zu verehren und liebzugewinnen! (32)

Für alle Aspekte, die im Roman als christlich erachtet werden, gilt es also stets zu unterscheiden, ob man von der realen Kirche, dem Handeln ihrer Stellvertreter, dem negativ belegten, oder dem Sinnbild der Kirche, das einen alles–auch das Negative–als Teil des Göttlichen betrachten lässt, spricht. Dieses Negative bezieht sich dabei allerdings nur auf obig gelistete Elemente des Lebens. Dass eine solche Unterscheidung auch für *Die Wahlverwandtschaften* sinnvoll ist, ergibt sich aus Goethes Antwort darauf, dass ihm jemand als Reaktion auf den Roman vorwarf, ein

Heide zu sein⁵: „Ich heidnisch? Nun, ich habe doch Gretchen hinrichten und Otilie verhungern lassen, ist denn das den Leuten nicht christlich genug? Was wollen sie noch Christlicheres?“ (*Goethes Werke*, Bd. 6, 623) Auch wenn sich Goethe hier ironisch äußern mag, so wird in dieser Aussage dennoch Kritik am Christlichen deutlich. Beispielhaft für diese Unterscheidung soll die Figur Mittlers, einem ehemaligen Geistlichen, in ihrer Funktion sein, die diese beiden Aspekte metaphorisch in sich vereint:

Im merkwürdigsten Zwielficht erscheint die Gestalt, der Goethe den symbolischen Namen Mittler gegeben hat. Ihm werden die tiefen und ersten Worte über den Sinn der Ehe in den Mund gelegt; er kennt keine andere Lebensaufgabe, als für ihre Unantastbarkeit einzutreten, wo er sie bedroht findet – und richtet doch mit einer dämonischen Ungeschicklichkeit Verwirrung und Unheil an, wo immer er in Erscheinung tritt. (Schaefer 284)

Mittlers Name und seine Tätigkeit werden überdies noch mit einer Form von Aberglauben, also Irrealem oder naiv Konnotiertem, (MA 299) begründet.

In Mittlers Wesen, seinem Handeln und seinem Bestreben, wird überdies ein Verweis auf das Dämonische verständlich, von welchem in *Dichtung und Wahrheit* berichtet wird. Goethe verneinte zwar nicht, dass *Die Wahlverwandtschaften* mit dem Dämonischen verbunden sind, spart jedoch auch aus, dass dem so sei (Schwan 289-290). Dieses Dämonische ist „ein weitgefaßtes, vieles in sich aufnehmendes Denkbild“ und weniger ein „festumrissener Begriff“ (289). Das Zusammenführen des Dämonischen mit den *Wahlverwandtschaften* ist allerdings kritisch, denn:

Wenn Goethe in einem anderen Eckermann-Gespräch gesagt hat, manche Geschöpfe seien ‚ganz dämonischer Art‘, in manchen seien ‚Teile von ihm

⁵ Vgl. hierzu auch Constantine (399).

wirksam‘ [...], so mag zu letzteren auch Otilie gehören, der zwar die ‚unglaubliche Gewalt über alle Geschöpfe, ja sogar über die Elemente‘ [...] in einem gewissen Grade eignet, die aber andere Attribute des Dämonischen wie die unbegrenzte Tatkraft, die Unruhe oder die schöpferische Produktivität durchaus vermissen lässt. (289-290)

Allerdings ist auch hier–und darauf geht Schwan nicht ein–zu bemerken, dass in diesem Themenkomplex eine gewaltige Relativität vorherrscht, da sich das Dämonische aus Gegensätzen, nicht Vereinbarem, und auch dem Unlogischen zusammensetzen kann. So beschreibt es Goethe:

Ich glaubte in der Natur, der belebten und unbelebten, der beseelten und unbeseelten, etwas zu entdecken, das noch viel weniger unter ein Wort gefaßt werden könnte. Es war nicht göttlich, denn es schien unvernünftig; nicht menschlich, denn es hatte keinen Verstand; nicht teuflisch, denn es war wohlthätig; nicht englisch, denn es ließ oft Schadenfreude merken. Es glich dem Zufall, denn es bewies keine Folge; es ähnelte der Vorsehung, schien für dasselbe durchdringbar; [...] Nur im Unmöglichen schien es sich zu gefallen und das Mögliche mit Verachtung von sich zu stoßen. (Goethe, *Meine Religion* 20-21)

Es gibt jedoch Aspekte des Dämonischen, beispielsweise eine Unterscheidung zwischen Gut und Böse, die enge Parallelen zur links-rechts-Hypothese aufweisen, deren Vorhandensein sich gegebenenfalls durch den eigentlichen Untersuchungsgegenstand belegen lassen könnte. ‚Mit dem entschiedenen ‚Heraustreten aus der Moralität‘, dem Schaffen und Zerstören ohne Rücksicht auf Recht und Unrecht, Gut und Böse, ist ein weiteres wichtiges Kennzeichen der dämonischen Veranlagung gegeben [...]‘ (Schaefer 96) Diesem elementaren Sinnbild

wäre beispielsweise Mittler unterworfen, der sich eben durch die bei Otilie fehlende, beziehungsweise nicht belegte, Tatkraft auszeichnet. Doch auch andere Kriterien wie „eine Steigerung seiner Persönlichkeit [...] ein Aufblühen seines Lebenskerns [...] in diesem Zustand zieht der Mensch sein Schicksal an sich heran“ (Schaeder 97). All das sind durchaus Elemente des Dämonischen, die manch einer Figur unschwer nachgesagt werden können. Selbst das Schicksal ist in der Verwebung der griechischen und der goetheschen Religion durch den Dämon definiert:

Die griechische Urzeit hatte [...] gemeint, das Schicksal sei [...] von der Stellung der Planetengötter in der Geburtsstunde [abhängig]. Der Dichter erkennt in diesen mythischen Vorstellungen von der Bedingtheit des Charakters und Lebenslaufes die Erfahrung, daß uns von Geburt an eine Eigenart anhaftet, die wir nicht loszuwerden vermögen; sie ist ebenso als vererbte Anlage wie als die einmalige geschichtliche Stunde unseres Anfangs eine Faktizität, die uns eigen ist und uns selber rätselhaft bleibt. Diese ganze Festgelegtheit des einzelnen bezeichnet er nun als eine mythische Größe, als „Dämon“. (Flitner 376-377)

Mit dieser Feststellung geht eine Vorhersehung für das Individuum ein, die den *Wahlverwandtschaften* inhärent ist. Das einfachste Beispiel ist hier das Kind Otto, dessen Tod nicht nur bei Herrmann, sondern auch bei Kuhn (Kuhn 141) oder Kittler (Kittler 249) als vorbestimmt gilt:

Aber tatsächlich hat dieses Kind von Anfang an gar keine wirkliche Existenzmöglichkeit gehabt, weil es nur aus einer imaginierten Verbindung entstanden ist. (Herrmann 273)

Diese Vorbestimmtheit unterfällt im goetheschen Religionsbild auch einer Art Gesetzmäßigkeit: „Wo das sittliche Handeln sich lebenszerstörend auswirkt, gilt, was

Goethe von jedem Urphänomen aussagt: vor ihm muß der Mensch resignieren, hier ist dem Erkennen die Grenze gezogen.“ (Schaeder 318) Es wäre einfach zu sagen, dass eine Wertung auf das Handeln der Figuren bei diesen Umständen sinnlos wäre, da man die Agierenden so durch diese Vorbestimmtheit kaum zur Rechenschaft ziehen könnte und der Untersuchungsgegenstand damit ad absurdum gebracht wäre. Doch dieses Vorhersehen ist nicht ausschließlich passiver Natur; vielmehr wird der Mensch durch das Vorbestimmte gezwungen, nach dem für ihn Vorgesehenen zu handeln. Doch auch in diesem Denken Goethes sind die Figuren nicht ganz so unfrei, wie man annehmen könnte. So ergänzt er diesen Umstand:

Verbleibt uns denn ihnen und der Gottheit gegenüber noch so viel
Willensfreiheit, daß wir von Moral reden, moralische Vorschriften machen
dürfen? Allerdings! (25)

Der Dämon wiederum ist Teil der „fünf Urworte Dämon, Tyche, Eros, Ananke, Elpis“ (Flitner 376). Hier fließen all die Gegenüberstellungen, die gebraucht werden um das Dämonische zu beschreiben, ein und so stehen dem Dämon der Zufall (Tyche) und die Liebe (Eros) als „alles, was den Menschen erlebnisgierig umhertreibt und Sehnsüchte weckt“ (377), gegenüber. Somit wird der Eros als der natürliche, gemeint ist ein biologischer, Trieb, der Mann und Frau anzieht und eine natürliche Gesetzmäßigkeit in Bezug auf die Sexualität von Mann und Frau verstanden. „Durch die Ehe wird nun die vierte Macht hereingeführt: Nötigung, ‘Ananke‘, der Zwang in den menschlichen Lebensverhältnissen, der unerträglich wäre, wenn nicht ‚Elpis‘, die Hoffnung, dem Menschen hülfe und ihn über die Zeitlichkeit zu erheben vermöchte.“ (377) Drei dieser Elemente lassen sich eindeutig in der Romanhandlung festmachen. Das Schicksal wird in der Sekundärliteratur untermauert, die Ehe ist Teil des Konflikts und der Eros weckt Sehnsucht in den Figuren. Der Zufall soll hier außer Acht gelassen

werden, da er keiner Logik folgt. Zuletzt wäre noch die Elpis, die aber aufgrund der geringen Relevanz durch kaum vorhandene Textverweise auf eine Überzeitlichkeit außer Acht gelassen wird.

Griechische Einflüsse sind dem Dämonischen und damit dem, was hier als theoretischer goethescher Glaube oder eben *die griechische Religion* bezeichnet wird, also ebenso anteilig. Der ursprünglich griechische „Daimon“ wird bei Goethe abgeändert und gilt als die „sich auswirkende Kraft und Eigenheit, die mehr als alles das Schicksal des Einzelnen bestimmt“ (Schaeder 95). Entgegen dem sokratischen Bild des Daimons oder dem platonischen, das „dem Menschen nur sagt, was er zu lassen habe“ (95), hat der Mensch selbst also ein weiteres Handlungsspektrum. In Goethes Worten: „Die sittlich entschlossene Liebe und die gläubige Hoffnung lösen also den Menschen aus dem Getriebe der dämonischen Urgewalten, von denen die älteste griechische Mythologie gesprochen hat.“ (Goethe zit. in Flitner 378)

Auch das Bild der Einheit, das dieser Thesis nach mit einer Mitte verbunden wird, findet sich im Bild des Dämonischen, welches von einem einheitlichen Element durchdrungen ist (Schaeder 97). Über das Dämonische hinaus fand sich auch in seiner philosophisch-religiösen Grundüberzeugung „Die Einheit der Gott-Natur“ (290). Dieser Gegenstand des Göttlichen und der Natur ist jedoch oft so kontrovers diskutiert, dass eine genaue eingrenzende Definition unterlassen werden muss. Rechtfertigen lässt sich dies damit, dass der Untersuchungsgegenstand dieser Arbeit das Göttliche in Bezug auf links und rechts nicht in Naturbildern selbst sucht. Festlegen lässt sich der Rahmen jedoch aus verschiedenen Blickwinkeln darauf, dass die Natur und Gott alles sind⁶ und der Mensch Teil desselben, „weil der Mensch selbst ein natürliches Wesen [...] ist“ (Krippendorf, *Ma'at – Konfuzius – Goethe* 118).

⁶ Vgl. hierzu das Gespräch Goethes mit Falk zur Seelenwanderung und den Monaden am 25. Januar 1813. (Krippendorf 108-117)

Zu guter Letzt gibt es noch selbsterforschende und selbsttrichterliche Aspekte, die dem griechischen, dem alttestamentarischen und dem christlichen gemein sind (Flitner 99-100). Hierbei handelt es sich um die moralische Bewertung des Handelnden; er selbst wertet oder ein Gott wertet ihn. Angewandt auf *Die Wahlverwandtschaften* gilt Folgendes:

Das Phänomen der Religion wird hier genau so objektiviert, wie in der Darstellung dieses Romans jedes andere menschliche Erleben ein Naturgesetz veranschaulicht. Nicht Goethes eigener Glaube spricht zu uns, sondern eine Ueberzeugung von der Unentbehrlichkeit der Religion, von der inneren Notwendigkeit, mit der sie in bestimmten Lebenslagen entsteht und als eine Naturkraft höherer Art die Schrecknisse anderer Naturgewalten überwindet. (Schaeder 318-319)

Es wurde nun deutlich gemacht, dass drei Religionen, genauer das alt- und neutestamentarische Christentum sowie das griechische, in Form von Goethes ophrischen Urworten, einen wichtigen Aspekt des Romans bildet. Wie sich das textnah äußert, soll im Folgenden überleitend zur eigentlichen Analyse erläutert werden.

3.2 Wie sind die Wahlverwandtschaften religiös verständlich?

In der Sekundärliteratur finden sich verhältnismäßig wenig Hinweise, die dem Roman direkt eine religiöse Kritik nachweisen. Dabei ist das Thema oft genug durch Verweise oder durch direkte Thematisierung der Figuren eindeutig dargestellt. Otilie wird als „kleine Gottheit“ (MA 295) beschrieben, ihre Figur ist von solcher Art, der „eine ewige angenehme Bewegung“ (327) inne ist und „Dazu kam, daß man sie nicht gehen hörte, so leise trat sie auf“ (327). Später wird sie von Nanny als Heilige (525)

und darauf auch von anderen (528) in gleichem Maße verehrt und auch Goethe selbst nennt sie ‚die Heilige‘ (Schaeder 311), sodass die Bezeichnung ‚heiliger Geist‘ und eine Referenz zum christlichen Glaubensbekenntnis naheliegt. Das Ereignis jedoch, das hier Nanny mit ihrer toten Herrin verbindet, lässt sich ohne Zweifel kritisch betrachten und mit dem zuvor erwähnten Bild Goethes zum leichten Missbrauch der Glaubensgemeinschaften verstehen. Schließlich ‚schien [Otilie] ihrer Dienerin zu winken‘ (MA 525), Nanny ‚schien [...] zerschmettert‘ (525) und nach der Darstellung der gesamten Szene kann man logisch behaupten, dass Nanny verrückt⁷ ist. Otilie ist tot. Nicht ein einziger Verweis in dieser Szene rückt davon ab, dass sie reglos auf der Bahre liegt. Nannys nachfolgende Rede jedoch zeigt, wie sie Otilie in ihrem Wahn wahrnimmt oder aber absichtlich, als der moralisch fragwürdige Charakter als welcher sie dargestellt wird (523), missbraucht:

Ja, sie hat mir vergeben! Was mir kein Mensch, was ich mir selbst nicht vergeben konnte, vergibt mir Gott durch ihren Blick, ihre Gebärde, ihren Mund. Nun ruht sie wieder so still und sanft; aber Ihr habt gesehen wie sie sich aufrichtete und mit entfalteten Händen mich segnete, wie sie mich freundlich anblickte! Ihr habt es alle gehört, Ihr seid Zeugen, daß sie zu mir sagte: Dir ist vergeben! – Ich bin nun keine Mörderin mehr unter Euch; sie hat mir verziehen, Gott hat mir verziehen, und Niemand kann mir mehr etwas anhaben.

Umhergedrängt stand die Menge; sie waren erstaunt, sie horchten und sahen hin und wieder, und kaum wußte Jemand was er beginnen sollte. (525)

Die Menschen umher sind also mitnichten Zeugen ihrer Darstellung, im Gegenteil; sie sind verwirrt. Dennoch reicht dieses *Wunder* aus, um Pilger anzulocken, ohne dass es

⁷ Vgl. hierzu auch Herrmann, die dies im Ansatz bestätigt. (256)

eine Erwähnung von vollbrachten Heilungen gibt (Herrmann 258):

Zärtliche Mütter brachten zuerst heimlich ihre Kinder, die von irgend einem Übel behaftet waren, und sie glaubten eine plötzliche Besserung zu spüren. Das Zutrauen vermehrte sich, und zuletzt war Niemand so alt und so schwach, der sich nicht an dieser Stelle eine Erquickung und Erleichterung gesucht hätte. Der Zudrang wuchs und man sah sich genötigt die Kapelle, ja außer den Stunden des Gottesdienstes, die Kirche zu verschließen. (MA 528)

Hier sind die beiden Worte „sie glaubten“ zu unterstreichen. Würden sie wirklich eine Besserung empfinden, so wäre das Argument des Missbrauchs weniger stark, da immerhin ein positiver Effekt damit verbunden wäre, welcher bei textnaher Betrachtung aber ausbleibt. Untermauern lässt sich diese Theorie damit, dass Goethe Wunder in Bezug auf Glaubensfragen ablehnte. Er formuliert: „Gott selbst kann keinen Löwen mit Hörnern schaffen, weil er die von ihm selbst für notwendig erkannten Naturgesetze nicht umstoßen kann.“ (Goethe, *Meine Religion* 7)

Der mögliche Missbrauch des Christentums und Goethes Ablehnung einer solchen Haltung spiegelt sich im Text wider und auch der Gedanke, dass man die Symbole der Christlichkeit zu Grabe trägt, zeigt eine klar mögliche Referenz dieser Zurückweisung. Schließlich begräbt man zuerst den Rahmen des Vaterbildes als Bauopfer für das Lusthaus, der von Eduard als Gefahr wahrgenommen wird (MA 335) und was sich so als die Aufspaltung von Religion und Gott verstehen lässt, dann den falschen Sohn Otto und zuletzt den (schein)heiligen Geist, Ottilie.

Das Zusammenlegen der drei Seen zu einem, in welchem das Kind Otto schließlich ertrinkt, ist im Kontext zu Goethes Ansicht der wahren Religion ein weiterer Punkt, der unter die rechts-links-Analyse, in diesem Fall der Mitte, fällt:

Ich erstrebe eine dreifache Ehrfurcht, die, wenn sie zusammenfließt und ein

Ganzes bildet, erst ihre höchste Kraft und Wirkung erreicht. [...] Ich bekenne mich gern zu allen dreien Religionen, sie zusammen bringen eigentlich die wahre Religion hervor [...] (Goethe, *Meine Religion* 32)

Zieht man die Referenz von drei Ehrfurchten, die zusammenfließen, zu den drei einzelnen Seen, so lässt sich metaphorisch schlussfolgern, dass das Kind als Erzeugnis unmoralischer Zustände in der wahren Religion oder den Übereinstimmungen derselben sein Ende finden würde, womit die Tat des Ehebruchs aus jeglicher religiösen Perspektive als faktisch schlecht bewertet wäre. Das praktizierte, von Goethe kritisierte Christentum wäre jedoch anderer Meinung, da kein konkreter Ehebruch vorliegt. Dass dieser aber aus einer allgemeinen Perspektive stattfindet, wird später mit Nitschkes Theorie zur damaligen Bedeutung der Liebe und des Gefühls dargelegt.

Um diesen abstrakten Gedanken Form zu verleihen, folgt nun die eigentliche Hauptanalyse, deren religiöse Verknüpfungen im griechischen, alttestamentarischen und christlichen Religionsverständnis interpretiert werden.

4. Eduard

Die erste Entscheidung Eduards, nämlich welchen Weg er geht, zeigt bereits eine sichtbare Verknüpfung der erwähnten Kontexte.

Den einen [Weg], der über den Kirchhof ziemlich gerade nach der Felswand hinging, ließ er liegen um den andern einzuschlagen, der sich links etwas weiter durch anmutiges Gebüsch sachte hinaufwand; da wo beide zusammentrafen, setzte er sich für einen Augenblick auf einer wohlangebrachten Bank nieder, betrat sodann den eigentlichen Stieg, und sah sich durch allerlei Treppen und Absätze, auf dem schmalen, bald mehr oder weniger steilen Wege endlich zur Mooshütte geleitet. (MA 287)

Deutlich wird der von ihm bestrittene Weg mit links attribuiert. Hat er beim ersten Teil des Weges noch die Wahl, so kann er dem „steilen Wege“ danach nicht ausweichen. Zur Klärung dieser Szene wird Eduards Charakter illustriert. Eduards Figur wird während der fortschreitenden Handlung u.a. als verantwortungslos, egozentrisch und eigensinnig verständlich. Die Beziehungen zu beiden Frauen beispielsweise klärt er im entscheidenden Moment nicht selbst, sondern flieht in den Krieg und so „wälzt Eduard den Schuldenberg der eignen unbereinigten Verhältnisse unbedacht auf Otilie ab [...]“ (Kuhn 40). Es ist also schlusszufolgern, dass er sich lieber vor der Verantwortung drückt und sich daher für den einfachen Weg entscheidet. Zudem ist dies auch der Weg, der nicht mit der Kirche und damit metaphorisch den moralischen Maximen in Verbindung gebracht wird.

Ein textimmanenter Verweis auf den Narziss (313), zu dem Eduards Wesen Parallelen aufzeigt, gibt auch dem „anmutige[n] Gebüsch“ Bedeutung. Es wirkt wie eine Verlockung, da der Narziss in der Verkörperung von Eduard hierin seine Spiegelung bzw. die Schönheit im selbigen sehen kann und ihr geradezu verführt und

prädestiniert nachgehen muss. Auch der andere Figuren erinnern in gewisser Art und Weise an den Narziss; denn das gleichnamige Kind Otto, in dem sich so alle Protagonisten widerspiegeln, ertrinkt wie der Narziss. Otilie, die man in ihrer Art, in welcher sie Eduard verehrt und ihn durch Anpassung im Musikspiel und in Schrift zu erobern versucht, als die Nymphe Echo verstehen kann, weist Parallelen zu selbiger in ihrem Dahinscheiden auf. Schließlich stirbt auch sie den Hungertod und am Ende bleibt nur ihr nachhallendes Echo, sodass das aktive Sprechen–wie bei Otilie (523)– nicht mehr Teil ihrer selbst ist (Ovid, *Metamorphosis* 96-101).

Neben diesem Bezug zur griechischen Antike sei auch der christliche Kontext beachtet. Offensichtlich ist schließlich die Erwähnung des Kirchhofs, wobei selbiger als Metapher für das erörterte, zweideutige Bild der Kirche dient. Bereits zu Beginn der Geschichte heißt es: „unten das Dorf, ein wenig rechter Hand die Kirche, über deren Turmspitze man fast hinwegsieht“ (MA 286), sodass auch hier erneut betont wird–ganz im Einklang mit Goethes Differenzierung des christlichen Kirchenbildes–in welcher Rolle eben dieses wiedergespiegelt wird. Schließlich wird die Kirche rechts charakterisiert, sodass das Bild davon als gut gilt, die Perspektive darauf jedoch schon zu Beginn der Geschichte auf den Umstand verweist, dass sie schon fast außer Acht gelassen wird und für die Figuren kaum eine Rolle zu spielen scheint. Auch das Ausweichen auf den anderen Weg lässt sich so deuten.

All diese Aspekte um Eduard selbst realisieren sich als ein böses Omen, dass er bereits zu Beginn der Geschichte „vom rechten Wege abgekommen“ ist. Hierin lässt sich sein Dämon verstehen, dessen Ende von vorneherein zum Scheitern bestimmt ist. Im Kommentar zu den *Wahlverwandtschaften* heißt es: „Er verkörpert den konservativen Adel insofern, als er dessen überholte Vorrechte ohne alle Einschränkung und ohne Leistungsnachweis in Anspruch nimmt.“ (Siegrist 1206)

Sein Wesen, seine Erziehung und die bekannten Details seiner adligen Herkunft erlauben einen logischen, geradezu einen gesetzmäßigen Rückschluss, der sein Handeln erklärt. Sein einfacher Entscheidungsgrund besteht also allem Anschein nach darin, dass er, wie des Öfteren in dem für den Leser offenbarten Teil seines Lebens, das Einfache dem Beschwerlichen vorzieht. Bei Werner Schlick finden sich, in einen um die aristokratischen Elemente gefassten Rahmen, weitere Indizien dafür, dass Eduards Charakter auch so zu interpretieren ist:

To their [aristocratic] mind, the beautiful consists of that which provides pleasant stimuli for the body and its senses. A second major observation is that, as part of the pleasant, convenience or *Bequemlichkeit* is accorded a high priority – it gives sensual and physical comfort. From this follows the requirement that the nobles must be spared inconvenience which is unpleasant.

(Schlick 261)

Der religiöse Aspekt mag hierbei zwar ausgeblendet sein, wird aber–wie schon gezeigt–durch den Primärtext ergänzt. Ergänzt werden muss jedoch auch diese einseitige Darstellung und die Relevanz des Adels. Schließlich arbeitet Eduard viel auf seinem Gut und betätigt sich selbst in den Parkanlagen, sodass man ihm nicht zu vorschnell eine generelle Faulheit oder Arbeitsscheu vorwerfen sollte. Dieser Gedanke lässt sich mit folgender Beobachtung erklären:

In der Tat spielt der Kontrast zwischen Adel und Bürgertum [...] keine Rolle. Gegenüber der extensiv geschilderten Entfaltung der Ehe- und Liebesbeziehungen ist für ein werktätiges Leben kaum noch Zeit. Die Arbeit in den Garten- und Parkanlagen ist ein auf die nächsten Vergnügungen und Annehmlichkeiten abgestimmter Müßiggang, ohne daß sich als das Resümee einseitiger Interpretationen herauslesen ließe, es sei das Sittenbild eines in

Dekadenz und Stagnation befangenen Adels beabsichtigt. (Blessin 141)

Der Grund für diese Ausführung ist, dass Eduards Arbeitsamkeit jedoch sehr zielgerichtet ist. Sie erbaut sich aus der Genusssucht, aus dem Bestreben das Angenehme zu erfahren, wodurch sich sein Charakter als eben dieses–genusssüchtig– und nicht als fleißig oder idealistisch erfahren lässt. Aus diesem Grund und da auch andere nichtadlige Figuren wie Mittler, der Hauptmann, Nanny oder Otilie unmoralisch handeln, bleibt eine tiefgehendere Adelskritik hier außen vor gelassen.

Es lässt sich auch sagen, dass hier das Gebüsch und die Felswand in entscheidender Opposition gegenüberstehen. Deutlich und weniger anzuzweifeln ist also der Kontrast von der wählbaren Hürde oder dem steinigen Weg, was bildlich mit der Kirche und ihren dogmatischen Grundsätzen verbunden wird, und dem schön bereiteten, hindernisfreien, kirchlosen Weg. Der aufmerksame Leser kann also schon früh verstehen, dass Eduard vom rechten Weg abgekommen und das Unheil aufgrund seiner Handlungsmaxime nicht mehr aufzuhalten ist.

Diesem Bild steht der von Otilie erwähnte „rechte Weg“ gegenüber, die aus den Ereignissen der Handlung für sich zu der Entscheidung kommt, dass die negativen Erfahrungen der Wahlverwandtschaft auch positiv genutzt werden können. So entschließt sie sich aus folgendem Grund Erzieherin zu werden:

Und sehen wir nicht in der Geschichte, daß Menschen, die wegen großer sittlicher Unfälle sich in die Wüsten zurückzogen, dort keineswegs, wie sie hofften, verborgen und gedeckt waren. Sie wurden zurückgerufen in die Welt, um die Verirrten auf den rechten Weg zu führen; und wer konnte es besser als die in den Irrgängen des Lebens schon Eingeweihten! (MA 506)

Der von Otilie–scheinbar rational–gewählte rechte Weg steht somit antithetisch dem von Eduard nach Gefallen gewählten linken Pfad gegenüber. Unscheinbar ist hier,

dass das Wort „verirrt“ nur zwei Mal im ganzen Roman verwendet wird. An der zuerst erwähnten Stelle heißt es: „Allein der wenig betretene Pfad verlor sich bald, und sie fanden sich im dichten Gebüsch zwischen moosigem Gestein verirrt, doch nicht lange: denn das Rauschen der Räder verkündigte ihnen sogleich die Nähe des gesuchten Ortes.“ (334) Die Verirrten sind somit recht eindeutig Ottilie und Eduard, die zu Beginn ihrer aufblühenden Leidenschaft scheinbar noch die Möglichkeit gehabt hätten, ihrem Untergang zu entgehen, was durch die Worte „doch nicht lange“ möglich gemacht wird. Die eigentliche Intention für den „rechten Weg“ Ottilies wird zwar scheitern, doch nur deswegen, da sich Ottilie für den Hungertod entscheidet.

Mit einem solchen Aspekt der moralischen Selbstverantwortung bilden der linke und der rechte Weg kontrastiv grundlegende Möglichkeiten zur Interpretation des Romans und das schon von Beginn der Handlung an. Dass auch diese kontrastive Gegenüberstellung System hat und Gesetzmäßigkeiten folgt, wird auf den folgenden Seiten erörtert.

Das Kopfweg ist beispielsweise eines der verschiedenen Elemente, die im Roman benutzt werden, um Eduard und Ottilie im Roman miteinander zu verbinden. Während sie es auf der „linken Seite“ hat, so leidet Eduard auf der „rechten“ (324) Seite daran. Um dieses Phänomen adäquat zu interpretieren ist es sinnvoll, das Kopfweg selbst oder den Kopf in seinen symbolischen Bedeutungen einzugrenzen. Der Schmerz als Beeinträchtigung des klaren Gedankens bzw. des Denkens ist eine naheliegende Möglichkeit. Sieht man den Kopfschmerz als eine Störung der Wahrnehmung, der Erkenntnis der Figuren, so lässt sich erneut darauf zurückgreifen, dass Eduard keine Figur ist, die durch ihren Verstand, sondern vielmehr ihr Gefühl und ihr Verlangen geleitet wird. Vernebelte Sinne sind ihm zu eigen, was sich auch in

seinem Alkoholkonsum⁸ widerspiegelt, sodass das Kopfweh bei ihm auf der rechten Seite durchaus in Bezug auf die Gesetzmäßigkeiten, nach denen seine Figur agiert, als richtig entspricht. Otilie hingegen zeichnet sich dadurch aus, dass sie erst durch den Tod des kleinen Ottos ihre Schuld erkennt⁹ und büßt. Diese Einsicht kommt jedoch zu spät, da sie sich selbst betrügt. Die Formulierung „Ich bin aus meiner Bahn geschritten“ (516) und die Tatsache, dass sie sich sonst so vieles versagt, zeigen, dass ihr Handeln und ihre Konfiguration nicht übereinstimmen. Am deutlichsten wird dies dadurch, dass Eduard nach dem Unfall immer noch am Kopfweh leidet, zu Otilie aber nichts dergleichen im Text erwähnt wird; während sie Eduard schon entsagt hat, hält er noch immer an der Verbindung (durch den Kopfschmerz) fest. Ihr beeinträchtigter Verstand wäre damit passé und das Falsche mit ihrer Erkenntnis verschwunden, wobei Eduards mangelnde Erkenntnis durch seine Egozentrik gesetzmäßig zu seinem Wesen passt.

Eine andere Interpretation des Kopfschmerzes ist die Verbindung der beiden Charaktere und damit einer Einheit, einer neutralen Mitte. Nicht nur, dass beide Figuren durch ihr Leiden an der linken und rechten Kopfseite bildlich–worauf Eduards Kommentar schon verweist (324)–eine Balance bilden, sondern auch, dass sie von Beginn des Romans an körperlich, nachher aber auch wegen des anderen seelischen Schmerz erdulden müssen, verbindet sie. Der Konflikt zwischen Kopf und Herz, Vernunft und Gefühl, der vor allem bei Eduard deutlich wird, wird so im Verlauf der Handlung sichtbar. Recht eindeutig findet sich diese Spannung, wenn Charlotte und Eduard über Otilies Verbleib diskutieren:

Das Äußerste liegt der Leidenschaft zu allernächst, bemerkte Charlotte. Lehne, so lange es noch Zeit ist, den guten Rat nicht ab, nicht die Hülfe, die ich uns

⁸ Vgl. hierzu MA 9, 359 und 390, auf denen explizit Eduards Trinkgewohnheiten beschrieben werden.

⁹ Kuhn unterstützt dieses Argument, wenn sie davon spricht, dass Otilie das Tiefgründige sieht. (216)

biete. In trüben Fällen muß derjenige wirken und helfen der am klärsten sieht.

Diesmal bin ich's. [...]

Ich will nicht in dich dringen; aber wenn du dich nicht überwinden kannst, so wirst du wenigstens dich nicht lange mehr betrügen können.

Eduard fühlte wie Recht sie hatte. (385)

In diesem Kontext wird das „Recht“ nicht relativiert. Dass Kopf und Herz nicht immer das gleiche Ziel haben, ist nur allzumenschlich und passt sich der „Gesetzmäßigkeit“ des menschlichen Seins an. Daher gilt im Hinblick auf die Einheit beider Figuren, dass links und rechts hier nicht nur für sich alleine stehen, da man dem Menschlichen wohl kaum den Vorwurf machen kann, dass es so ist wie es ist: eine Einheit dieser Bipole¹⁰, die aber selbst in ihrem Aufeinandertreffen einem nachvollziehbaren Schema folgen. Aus solchen (und anderen) Gründen gibt es schließlich Moral. Dieses Dilemma wird anderweitig in der Münchner Ausgabe dargelegt: Beschrieben wird hier die zeitgenössisch-problematische Rezeption, da diese meist „>für< oder >gegen<“ (1207) die Ehe eintrat. Vielmehr geht es dabei jedoch um die Vorführung des Brüchigen der Ehe. So werden Ehe als notwendig und die Liebe als etwas gleichwertig wertvolles gegenübergestellt. Letztere „bleibt aber problematisch, wo sie in bestehende Ordnungen einbricht und sich in Schuld verstrickt. Daß sich in dieser Weise auf beiden Seiten Recht und Fragwürdigkeit gegenüberstehen, bestimmt ganz wesentlich die antinomische Struktur des Konflikts und macht ihn letztlich unlösbar“ (1207). Auch Blessin untermauert diese Vermutung, wenn er schreibt: „Goethe hat der Erfahrung unversöhnlicher Gegensätzlichkeit im Leben des Menschen Ausdruck geben wollen.“ (Blessin 133) Das Kopfweh ist somit sowohl bei den Figuren einzeln, als auch vereinigend verständlich und folgt dabei

¹⁰ Vgl. hierzu Constantine, der die Frage aufwirft, ob die Charaktere ihr Leben in Bezug auf diesen Themenkomplex falsch leben, aber keine endgültig klärende Antwort bietet. (397)

Gesetzmäßigkeiten. Damit wäre es schematisch links und rechts, als auch neutral mittig verständlich.

Der Ehebruch, wie es von Eduard selbst genannt wird (MA 495), zeigt die Impulsivität Eduards in Bezug auf seine Genusssucht am deutlichsten. So wird immerhin aus der Sicht einer Figur deutlich, dass es über die christlich-kirchliche Instanz, die in der gemeinsamen Nacht des verheirateten Paares keinen Ehebruch sehen wird, hinaus eine moralisch falsche Entscheidung, bezogen auf die Zeugung des Kindes, gab. Eingeläutet wird die Szene mit der Schilderung: „Eine andre Türe links ging in Charlottens Schlafzimmer.“ (MA 362) Eduards Entscheidung spielt hier nur eine bedingte Rolle, denn das hier verwendete „links“ wird nicht ihm oder seiner Entscheidung zugeschrieben, sondern der Tür, die ihm als einziger Ausweg bleibt, da sein eigentliches Ziel nicht war zu seiner Ehefrau zu gelangen. So stellt er schließlich fest: „er fühlte ein unüberwindliches Verlangen [Otilie] noch einmal nahe zu sein. Von hier aber war kein Weg in das Halbgeschoß wo sie wohnte.“ (362) Seinem letzten Ausweg haftet also eine Falschheit an, die sich im Text als „Verwechslung“ (362) offenbart. Kontrastiv dagegen ist die „Tapettentüre rechts“ (362), durch welche der Graf zur Baroness gelangt. Bezieht man die nachfolgende Szene, die gemeinsame Nacht des Ehepaares, mit ein, so ist zumindest offensichtlich, dass das, was Eduard hinter der linken Tür erwartet, moralisch betrachtet definitiv als falsch bewertet werden kann. Der Graf und die Baroness hingegen mögen zwar relativ verständlich sein, wenn es um ihre Einstellung zur Ehe geht, allerdings ist ihr Zusammensein selbst zeitgenössisch nur teilweise unmoralisch, da sogar „Seitensprünge, Trennungen, gar Scheidungen und Wiederverheiratungen [...] in der damaligen adeligen Gesellschaft an der Tagesordnung“ (Siegrist, 1207) waren. Außer dem Anstoß, den die Gesellschaft und Mittler an ihnen empfinden, involviert ihr Handeln

aber keine Dritten, die dadurch zu Schaden oder Leid kämen. Ihr nächtliches Treffen hat somit keine weiteren oder negativen Folgen für die Romanhandlung, ganz im Gegensatz zu dem des Ehepaares. Es wird also eine Wertung auf der Ebene der Romanhandlung deutlich, die sich zum einen vom Christentum abhebt, dabei dem goetheschen Glauben folgt und sich gleichzeitig dem links-rechts-Schema anpasst.

In genau diesem Vergleich der beiden Paare findet sich eine christlich-kritische Anspielung darauf, dass die Institutionalisierung der Ehe, die an das sechste Gebot und die Dogmen der Kirche geknüpft ist, keinesfalls Garant dafür sein kann, dass Moral bzw. moralisches Handeln gewährleistet wird. Vielmehr wird deutlich, dass das als unmoralisch geltende Paar keinerlei Effekt und Folgen–außer Empörung–auf die Außenwelt hat. Dieser Rückschluss ergibt sich aus folgendem Grund:

Während die Baroness geschieden ist, so wird zur Ehe des Grafen nichts weiter erwähnt. Es gibt keinen Kommentar dazu, wie das eigentliche Verhältnis zu seiner Ehefrau aussieht. Dass sie sich, Graf und Baroness, „zum Schein trennen“ (MA 347) mussten ist das einzige Detail, das man hierzu erfährt. Der Schaden, der von Charlotte und Eduard angerichtet wird, endet jedoch im Tod mehrerer Figuren. Auch Kuhn wertet diese Szene mit der Beschreibung „falsche Tür“ und stellt eine logische Referenz zu Goethes Dämonischem her:

Im entscheidenden Moment öffnet Eduard die falsche Tür – nimmt den ihm durch den Grafen unmittelbar zuvor suggerierten Weg zu Charlotte. Zum Zimmer der Geliebten war „von hier“ mit einem Mal „kein Weg“. Der Held der Liebe, wie er im Roman vorkommt, ist – die räumlichen Verwicklungen, schon der merkwürdige Turmaufgang an der Seite des Grafen deuten darauf hin – in eine Falle gegangen. [...] Entsprechend zu Charlottens bewußtem Dämon könnte man bei Eduard von den Dämonen des Unbewußten sprechen.

(Kuhn 40)

Pflichtet man dieser schlüssigen Ansicht über das Dämonische bei, so lässt sich zudem urteilen, dass das, was Eduard hinter dieser Tür erwartet, böse bzw. schlecht ist, weshalb der Durchgang und nicht seine Entscheidung selbst Ziel der Attribuierung ist. Hierbei darf man aber nicht missverstehen, dass nicht das Dämonische das schlechte Element beinhaltet, sondern Eduards daran geknüpftes Schicksal und sein Selbstverschulden. Es zwang ihn schließlich niemand dazu, seine Frau zu verführen, dabei aber in Gedanken ganz bei Otilie zu sein. Erweitert man den Kontext durch die antinomische Spiegelstruktur, die dem Roman innewohnt, so fällt diese Szene in den Kontrast zu der im Wirtshaus, wie auch Blessin bemerkt:

In beiden Fällen hat Eduard die Absicht, Otilie aufzusuchen – mit dem Unterschied, daß er das eine Mal durch eine versteckte Tapetentür überraschend an seine eigene Frau gerät; während er das andere Mal, um ein zufälliges Wiedersehen zu vermeiden, Otilie brieflich vorzubereiten hofft.

(Blessin 39)

Die Antinomie darf hier aber nicht als etwas rein Ausschließendes verstanden werden (134). Vielmehr ergibt sich ein Muster, nach welchem die Figuren handeln, oder des Geschehens, wenn man die Szenen betrachtet, die Parallelen oder starke Ähnlichkeiten aufweisen und eben diese maskieren das Bedeutende. Der essentielle Punkt dieser Ausführung ist, dass sich die Moral der Handlung durch Eduard dazu bekennt, dass ein Ehebruch stattfand, was aus christlicher Perspektive nicht der Fall ist, da es sich nur um Sex zwischen Ehepartnern handelt. Eben diese Moral folgt dem goetheschen Glauben insofern, dass sie dem christlichen kritisch gegenübersteht, die moralische Idee nicht ehezubrechen aufgreift und über das Recht hinaus erweitert. Interessant ist auch, dass gerade die Person Eduard, der es sonst an Erkenntnis

mangelt, den Ehebruch auch so benennt. Eduard selbst hatte den Ausgang der Geschichte in seinen Händen, hätte seiner Frau entsagen und anderweitig entkommen können. Doch seiner hedonistischen Art nach verschuldet er den sogenannten Ehebruch. Eine sonderbare Gegenüberstellung der beiden Frauen in seinem Leben findet sich auch bei den gemeinsamen Leseabenden.

„Otilie saß Eduarden zur Rechten, wohin er auch das Licht schob, wenn er las.“ (MA 339) Betrachtet man den geschlossenen Primärtext, so findet man auch hier eine zweifache Erwähnung dieser Szene. Zuerst das Bild, als Charlotte, der Hauptmann und Eduard beieinander sitzen und die dem Roman zu Grunde liegende Gleichnisrede ausgeführt wird. Als die Szene das erste Mal dargestellt wird, so schalt Eduard Charlotte, dass sie ihm nicht in das Buch sehen solle. Ihre Positionierung wird hier nicht erwähnt, aber dass Eduard „Niemand im Rücken“ haben will und dass ihm Mitlesende „sehr zuwider“ (312) sind. Als die Szene das zweite Mal mit Otilie erscheint, so gewährt ihr Eduard auf einmal das eigentlich verhasste Privileg, ihm ins Buch schauen zu dürfen. Hierbei sitzt sie ihm „zur Rechten“ (339), sodass auch diese Szene konnotiert wird. Zu bemerken ist hier, dass Otilies Position als richtig verstanden wird, da der Vergleich der Szenen definitiv etwas moralisch Fragwürdiges aufzeigt, wobei auch hier wieder die gespiegelte Antinomie greift: Verweigert er seiner Ehefrau noch „unfreundlich“ (313) den Einblick in das Buch, so gestattet er Otilie nicht nur das Lesen, er rückt ihr sogar das Licht so, dass sie besser sehen kann, und hält längere Pausen für sie (339). Seine Frau und seine Verehrte werden in einer moralischen Betrachtungsweise also vertauscht bzw. mit einem fast gleichwertigen Anspruch verständlich. Unter dem Aspekt der Gesetzmäßigkeit bzw. der moralischen Regeln ist es Charlotte vorbehalten als seine Ehefrau zu seiner Rechten Platz zu nehmen. Eduards Neigungen hingegen, seiner selbstverliebten Art entsprechend, ist

Otilie die richtige für ihn.

Die Beziehung Eduards und Charlottes ist schon von vorneherein zum Scheitern verurteilt. Daher ist sein Umzug zum Hauptmann als Zeichen der Vorhersehung, als gesetzmäßige Entscheidung verständlich, da damit die Trennung von seiner Frau eingeleitet wird: „Es wird höchst nötig, daß ich zu dem Hauptmann auf den rechten Flügel hinüber ziehe. Sowohl abends als morgens ist erst die rechte Zeit zusammen zu arbeiten.“ (324) Auf einer rein symbolischen Ebene, die von Eduards Perspektive ausgeht, ist die Trennung das einzige, was ihn vor seinem Elend bewahren könnte. Da in diesem Umzug auf den anderen Schlossflügel aber auch eine Distanz zu Otilien innewohnt und er noch nicht die strittige Entscheidung zur Scheidung gefällt hat, so ist diesem Umzug auf den rechten Flügel kaum etwas Negatives anzuhaften. Umso deutlicher ist aber das strukturelle Element. Denn auch sein hedonistisch geleiteter Arbeitswillen, für den er so „die rechte Zeit“ findet, wird so seinem Wesen gerecht und fügt sich überdies als gesetzmäßig ein.

5. Charlotte

Das Wesen Charlottes stellt sich im Verlaufe des Romans oft als widersprüchlich dar. Sie will an der alten Ordnung festhalten, macht sich zugleich aber von dieser los und steht im Konflikt mit dem was sie möchte und mit gesellschaftlichen Konventionen. Dies zeigt sich schon zu einem frühen Zeitpunkt der Handlung, als sie zum Beispiel von Eduard zu seiner Frau auserkoren wird:

Der Hauptmann war auch angestiftet, Eduarden [auf Ottilie] aufmerksam zu machen; aber dieser, der seine frühe Liebe zu Charlotten hartnäckig im Sinne behielt, sah weder rechts noch links, und war nur glücklich in dem Gefühl, daß es möglich sei, eines so lebhaft gewünschten und durch eine Reihe von Ereignissen scheinbar auf immer versagten Gutes endlich doch teilhaft zu werden. (297)

Dass Eduard Charlotte zu seiner Frau nahm, mag überraschen, da ihm Ottilie von dieser schon damals vorgeführt wurde. Betrachtet man den Kontext dieser Szene, so wird klar, dass Charlottes Handeln und ihre Intentionen bewertet werden. So heißt es über sie:

Es gehört auch dies zu deiner Art zu sein, deshalb ich so gern das Leben mit dir teile.

Charlotte, so aufrichtig sie zu sprechen schien, verhehlte doch etwas. Sie hatte nämlich damals dem von Reisen zurückkehrenden Eduard Ottilien absichtlich vorgeführt, um dieser geliebten Pflgetochter eine so große Partie zuzuwenden: denn an sich selbst, in Bezug auf Eduard, dachte sie nicht mehr. (297)

Das „Verhehlen“ Charlottes entspricht hier somit dem Schlechten, dem Linken, das Eduard nicht sieht. Ihre Liebe wird nicht nur in Frage gestellt, ein tiefergehendes

Gefühl–außer einer gewissen Selbstlosigkeit gegenüber Ottilie–für Eduard wird ihr hier überhaupt nicht ausgestellt. Eduard ist lediglich eine „große Partie“, etwas auf das sie nicht nur selbstlos, sondern auch emotional unbekümmert verzichtet. Für Herrmann scheint es „als gründe sich die Ehe von Eduard und Charlotte weniger auf die gegenseitige Liebe als auf die gemeinsame Liebe zur Erinnerung [...] Es [das Verhältnis] ist auf unterschiedliche Interessen gegründet und entbehrt der Unmittelbarkeit. Die Liebe ist nicht mehr lebendig.“ (Hermann 55-56). Damit wäre es möglich gewesen, eben um eine bestimmte Konnotation des einen oder anderen Charakterzuges hervorzuheben, Charlotte links oder rechts zu positionieren. Hierin spiegelt sich auch Charlottes erwähnter Dämon wider, denn „Wo das Dämonische aber erscheint, ist es polarisiert“ (Kuhn 44). Nimmt man diese Aussage für wahr, so muss dennoch differenziert werden, denn polarisiert ist hierbei nicht unbedingt die Entscheidung Eduard zu ehelichen, nachdem Charlotte nicht einmal mehr an ihn gedacht hat, sondern eher der gute Wille gegenüber Ottilie, der zuerst das Verhältnis zu Eduard vorgestellt wird, nachher aber von Charlotte im Recht der Ehe wieder relativiert wird. Charlottes gute Absicht ist so relativ, wie schon durch ihre scheinbare Aufrichtigkeit konntiert, (MA 297) und beinhaltet gute und schlechte, also linke und rechte Züge. Schließlich weigert sie sich später auf Eduard, auf ihre „schönsten Rechte“ (385) zu verzichten. Hierbei scheint sie selbst eine Gesetzmäßigkeit des Menschlichen festzustellen, wenn sie Eduard entgegnet:

Glaubst du denn aber, daß es rätlich sei, den Hauptmann mit Ottilien als Hausgenossen zu sehen, einen Mann ohngefähr, in deinen Jahren, in den Jahren – daß ich dir dieses Schmeichelhafte nur gerade unter die Augen sage – wo der Mann erst liebefähig und erst der Liebe wert wird, und ein Mädchen von Ottiliens Vorzügen? (296)

Nimmt man diese Aussage als wahr auf, so wäre Charlottes Entscheidung auch aus dieser Perspektive kaum als schlecht oder gut bewertbar, da sie somit einfachen Regeln des Seins unterworfen wäre. Auch Kuhn wirft hierauf die komplexere Frage auf, ob „vor dem Vorwurf des Bösen gefeit [ist], was im gemeinen Sinn nicht teuflisch ist, weil es die unendliche Teufelei besitzt, den Schein zu erwecken, daß ‚vortrefflich‘ gehandelt sei“ (Kuhn 44). Unter dem Aspekt, dass man zuvor genannte Gesetzmäßigkeit anerkennt, wäre Kuhn jedoch zu widersprechen, da somit kein verborgenes Übel zu suchen wäre.

Gut und recht wäre also die Tatsache, dass Charlotte Ottilie den Vorzug in Bezug auf Eduard gibt, links und schlecht hingegen ihre Motive der Heirat und ihr Anspruch auf ihn, den sie nur ehelich-institutionalisiert, anstelle durch ihre Gefühle für ihn, begründet. Bezieht man jedoch alle relevanten Äußerungen des Primärtexts ein, so überwiegt keines dieser Elemente, womit beide Extreme vereint und in einer „mittigen“, neutralen Balance wären.

Wie schon bei Eduard und der Tapentüre erörtert, so ist die gemeinsame Nacht des Ehepaares als schlecht bewertet, was auch Eduards Flucht am nächsten Morgen deutlich erklärt, denn „die Sonne schien ihm ein Verbrechen zu beleuchten“ (MA 364). Von dieser allgemeinen Wertung ist aber die szenische Darstellung—einfach gesagt der Textabschnitt—abzugrenzen, da hier der Prozess dargestellt wird und nicht ein einzelnes, allgegenwärtiges Szenenbild. In dieser szenischen Darstellung der gemeinsamen Nacht des Ehepaares spielt die Einheit eine elementare Rolle, sodass zumindest theoretisch in dieser Szene nicht von etwas durchweg Schlechtem gesprochen werden darf. Es ist also davon auszugehen, dass die allgemeine Wertung der Szenerie eine neutrale bzw. eine sich im Gleichgewicht befindliche enthalten muss. So heißt es:

In der Lampendämmerung sogleich behauptete die innre Neigung, behauptete die Einbildungskraft ihre Rechte über das Wirkliche. Eduard hielt nur Ottilien in seinen Armen; Charlotte schwebte der Hauptmann näher oder ferner vor der Seele, und so verwebten, wundersam genug, sich Abwesendes und Gegenwärtiges reizend und wonnevoll durcheinander. (MA 364)

Deutlich sind hier verschiedene Gegensatzpaare, die schon erste Hinweise auf ein für und wider geben. Schon vor dieser Szene, nämlich sobald Eduard das Zimmer betreten hat, finden sich solche Erwähnungen vermehrt. Beginnend mit der Schilderung über Charlottes Verhalten als Ehefrau und Geliebte, „die selbst vor dem Erlaubten noch innige Scheu trägt“, über den Kommentar wie „sie Eduard diesen Abend in doppeltem Sinne [fand]“, bis hin zu „Wie sehnlich [...] sie den Gatten weg [wünschte] [...]“. Aber das was Eduarden hätte entfernen sollen, zog ihn nur mehr an“ (363), finden sich diese Hinweise. Auch in Eduards Verhalten zeigen sich gegensätzliche Formulierungen: „Eduard war so liebenswürdig, so freundlich, so dringend; er bat sie, bei ihr bleiben zu dürfen, er forderte nicht, bald ernst bald scherzhaft suchte er sie zu bereden, er dachte nicht daran, daß er Rechte habe“ (363-364). Obwohl er begehrt und dringt, so fordert er nicht, er redet sowohl ernst als auch scherzhaft. Auch der Gegensatz von Eduards zu Charlottes Wesen, die später, wie bereits gezeigt, auf ihre ehelichen Rechte (385) dringen wird, zeigt sich in seinem Verzicht auf die selbigen. Im nächtlichen Zusammensein finden dann auch die Einbildungskraft und das Wirkliche zusammen, sodass der „Hauptmann näher oder ferner vor der Seele [schwebte]“ und Eduard „nur Ottilien in seinen Armen [hielt]“ (364); das Abstrakte nimmt konkrete Gestalt an, sodass auch die Schwelle vom Psychischen zum Physischen schwimmt. Mit dieser Ausführung ist zwar der Darstellung von Gegensätzen eine Schuldigkeit getan, allerdings ergeht hieraus keine

Eindeutigkeit beider Wertungen, die theoretisch gegenübergestellt werden sollten. So findet man bei Claudia Nitschke, die sich mit dem Verhältnis von Leiblichkeit, Gefühl und Moral im Roman beschäftigt, ein Verständnis der Szene, welches eine deutliche Wertung abgibt:

This corporal aspect is rendered obvious during Charlotte's and Eduard's momentous nocturnal encounter during which both satisfy their longing aroused by their absent lovers. Marital and corporeal fidelity diverge here. The physical transgression is not only a form of spiritual adultery with regard to the married couple as has often been claimed; it also physically violates the rules for the Romantic bond with Otilie and the Hauptmann respectively. Charlotte feels this distinctly, when she is surprised by her spouse: ‚Wie sehnlich wünschte sie den Gatten weg: denn die Luftgestalt des Freundes schien ihr Vorwürfe zu machen‘ (WA, I, XX, 131). Modern love comes with corporeal prerequisites and here, tragically and almost unnaturally, it deviates from the conjugal pairing, and this in turn causes a moral dilemma that cannot be solved by simply resisting the extramarital temptation any longer. (Nitschke 47)

Die eheliche sowie die körperliche Treue, also das Bekenntnis zu den Geliebten, werden verletzt. Mehr noch; das eheliche Bündnis allein rechtfertigt nicht das physische Zusammensein des Paares. Auch Eduards Bezeugung gegenüber Otilien und sein Vergleich mit Otto sprechen hierfür:

dies Kind ist aus einem doppelten Ehebruch erzeugt! es trennt mich von meiner Gattin und meine Gattin von mir, wie es uns hätte verbinden sollen. Mag es denn gegen mich zeugen, mögen diese herrlichen Augen den deinigen sagen, daß ich in den Armen einer andern dir gehörte; mögest du fühlen,

Otilie, recht fühlen, daß ich jenen Fehler, jenes Verbrechen nur in deinen Armen abbüßen kann! (MA 495)

Die Forderung, dass Otilie „recht fühlen“ möge, beansprucht einen Wahrheitsgehalt seiner Aussage. Er verlangt ihr Vertrauen, verlangt, dass sie sein Wort als richtig ansieht und bittet seine Geliebte somit um die gleichen Privilegien wie seine Frau. Die körperliche Treue wird in diesem modernen Verständnis also mit dem institutionalisierten Eherecht gleich gestellt, beides erhält eine Gewichtung, von denen keine die andere aufzuheben vermag. Anders sieht das Benjamin, wenn er das Problem vielmehr in dem Scheiden der Ehe sieht, sofern es nicht „natürlichen“ Ursprungs, also durch den Tod, ist:

Doch hat die Wahrheit die Ehe niemals im Recht der Rechtfertigung, das wäre als Institution, sondern einzig als ein Ausdruck für das Bestehen der Liebe, die ihn von Natur im Tode eher suchte als im Leben. Dem Dichter jedoch blieb in diesem Werk die Ausprägung der Rechtsnorm unerlässlich. Wollte er doch nicht, wie Mittler, die Ehe begründen, vielmehr jene Kräfte zeigen, welche im Verfall aus ihr hervorgehen. Diese aber sind freilich die mythischen Gewalten des Rechts und die Ehe ist in ihnen nur Vollstreckung eines Untergangs, den sie nicht verhängt. Denn nur darum ist ihre Auflösung verderblich, weil nicht höchste Mächte sie erwirken. (Benjamin 17)

Wenn hier schon auf die Liebe als Ausdruck für das eheliche Bestehen verweist, so muss ausdrücklich betont werden, dass diese schon bei der Eheschließung nicht existent war. Problematisch ist doch genau dieser Aspekt, nämlich dass das Paar sich schuldig macht, wenn es sich dafür entschließen würde sich scheiden zu lassen, obwohl das von Benjamin als essentiell gewertete Element—die Liebe—nicht vorhanden ist. Die zuvor unfreiwillige Heirat endet „keinesfalls schmerzlich“

(Herrmann 55) für die Hinterbliebenen, die Freiwillige jedoch lässt sich kontrastiv nicht so einfach beenden. In dieser Verstrickung verschiedener Relativitäten ist es somit kaum möglich, eine Lösung für das Paar zu finden, da das eigentliche Verschulden schon mit der Heirat geleistet worden ist. Der Ehebruch selbst fügt sich so vielmehr als eine weitere Gesetzmäßigkeit oder eine Folge ein, als dass es ein rein böswilliger oder als falsch bewertbarer Akt gewesen wäre. Diese Ehe war von Beginn an falsch motiviert.

Mit dem Einsatz des Grafen, dass „hier [...] der Tod willig getan [hat], was die Konsistorien sonst nur ungern zu tun pflegen“ (MA 353), wird die Problemstellung zudem auf die Kirche übertragen. Es wird kein deutliches Argument klar, außer dem durch den Tod implizierten Festhalten an den dogmatischen Geboten, weshalb sich das Konsistorium gegen die Scheidung sträubt. Es ist nur davon die Rede, dass es „ungern“ getan wird.

Auf der Ebene der Gesetzmäßigkeiten finden sich zum Einen die „Rechte“ (364) Eduards und es „behauptete die Einbildungskraft ihre Rechte über das Wirkliche“ (364), womit die Grenzen des Abstrakten und Konkreten erneut vermischt werden. Handelt es sich bei ersteren noch um die gesellschaftlich institutionalisierten, man kann auch sagen den von außen wirkenden Rechten, so sind die letzteren doch die von innen wirkenden, denen der Mensch letztendlich unterworfen ist, diejenigen, denen er ausgeliefert ist und die er nicht kontrollieren kann. Damit wird die Schuldfrage zumindest teilweise relativiert und es gibt immerhin noch einen Hauch von Unschuld, der beiden Ehebrechern gemeinsam ist. Das Paar ist gefangen zwischen dem eigenen Wollen und gesellschaftlichen Restriktionen. So betrachtet sei gefragt, was den beiden Charakteren letztendlich übrig geblieben wäre: Der Entschluss zur Scheidung wäre gesellschaftlich als schlecht und falsch anerkannt und

von der Kirche nur ungern vollzogen worden. Das eigentliche Geschehen ist so auf der rein physischen Ebene gesellschaftlich als richtig zu verstehen, was sich aus der Erwähnung des ehelichen „Rechts“ erschließen lässt; der Ehebruch spielt sich–aus einer rezipierbaren Außenperspektive–letztendlich auf der mentalen Ebene ab.

Schuldig wurden beide schon bei ihrer Heirat, doch wirklich schuldig werden sie nur durch die Erwartungen, durch soziale Konventionen, die ihnen das verneinen, was für sie zur Erfüllung ihrer Hoffnung–ganz im Gedanken der lebensbestimmenden fünf Urworte–hätte führen können.

Man kann in dieser Textpassage etwas eindeutig Gutes interpretieren, ebenso die Schuld anhand moralisch-gesellschaftlicher Aspekte logisch relativieren, eine implizierte Gesetzmäßigkeit und Gegenargumente präsentieren, eine Aussage, die von Herrmann unterstützt wird, indem sie die „Gegenüberstellung von Notwendigkeit und Vernunft [...] durch die Natur [...] und menschliche Freiheit und Erkenntnismöglichkeit“ als eines den *Wahlverwandtschaften* zu Grunde liegendes Wesen betont (Herrmann 40). Die Darstellung der gemeinsamen Nacht selbst ist somit als neutral gewertet verständlich.

Das Fehlen der Liebe, das Verschulden schon vor dem Ehebruch, wird bereits in der Mooshütte, die links verortet wird, deutlich:

Der Geburtstag war herbeigekommen und alles fertig geworden: die ganze Mauer, die den Dorfweg gegen das Wasser zu einfaßte und erhöhte, ebenso der Weg an der Kirche vorbei, wo er eine Zeit lang in dem von Charlotten angelegten Pfade fortlief, sich dann die Felsen hinaufwärts schlang, die Mooshütte links über sich, dann nach einer völligen Wendung links unter sich ließ und so allmählig auf die Höhe gelangte. (MA 342)

Das kleine Haus ist der Ort, an dem die Entscheidung erstmalig diskutiert wird, die

Freunde auf das Schloss zu holen und somit die Reaktion der Wahlverwandtschaft einzuleiten. Doch bereits zuvor wurde eine andere, ihrem Ergebnis nach, fragwürdige Entscheidung getroffen, nämlich aus unterschiedlich motivierten Gründen zu heiraten. Schuldig gemacht hat sich das Paar somit schon, bevor die eigentliche Romanhandlung einsetzt. Hier stimmt Hermann zu: „Liebe und Ehe scheinen zu stagnieren, das Leben selbst kommt zum Stillstand. [...] Man hält sich im Bereich des Uneigentlichen auf, um dem Eigentlichen zu entgehen.“ (Herrmann 57) Doch die Entscheidung, sich aus diesem Zustand konfliktlos zu retten und andere gegen diesen Stillstand hinzuzuziehen, ist, durch die Wortwahl–„entgehen“– bestätigend, falsch. Schließlich wird die Konfliktlösung nur aufgeschoben, verdrängt und nicht weiter angegangen.

Charlottes Verknüpfung mit dem Haus selbst soll hier jedoch im Vordergrund stehen. Ihr erster Auftritt ist bereits mit dem Hause verbunden: „An der Türe empfing Charlotte ihren Gemahl und ließ ihn dergestalt niedersitzen, daß er durch Türe und Fenster die verschiedenen Bilder, welche die Landschaft gleichsam im Rahmen zeigten, auf einen Blick übersehen konnte.“ (MA 287) Das Bild Charlottes gewinnt hier etwas Hausfräuliches und Fürsorgliches und verweist auf eine von ihr angestrebte Sicherheit und eine geringe Bereitschaft zur Änderung, die ihrem Wesen auch anderweitig ausgestellt wird. Im generellen Bezug auf die Bedeutung der Häuser heißt es bei Ritzenhoff, dass „Hütte und Haus [...] bei Goethe oft bildlicher Ausdruck der weiblichen Suche nach Geborgenheit“ (Ritzenhoff 6) sind. Noch konkreter dagegen wird Herrmann:

An den verschiedenen Gebäuden, die die Personen in den Wahlverwandtschaften bewohnen, errichten oder gestalten, läßt sich der jeweilige persönliche Standort und der psychische Zustand der Bewohner

ablesen. Ein jeder versucht, sich sein eigenes Leben ‚zusammenzubauen‘ (HA 6, 246) und seinen Wünschen Raum zu geben. [...] Das Schloß steht als Repräsentant des Alten, Tradierten, der bestehenden Ordnung und Beständigkeit und des väterlichen Erbes, von dem aber mehr und mehr abgerückt wird. Mit dem Bau der Mooshütte will sich Charlotte in die rousseauistische Idylle eines auf den Maßstab der Zweisamkeit angelegten, konstruierten Daseins zurückziehen. (Herrmann 79-80)

Charlottes Bemühungen um die ruhige Lebensgemeinschaft, verkörpert in diesem Haus, schlagen fehl. Selbst durch kalkulierte Beeinflussung schafft sie es nicht, Eduard davon zu überzeugen, niemand weiteres auf das Schloss ziehen zu lassen. Die Wortwahl an dieser Stelle zeugt schon von dieser aktiven Rolle, denn sie „ließ ihn dergestalt niedersitzen“ (MA 287). Durch die Darstellung kommt der Relativität der Figuren, in diesem Falle Eduard, dessen Blick von Charlotte durch die Fenster nach draußen auf die Landschaft gelenkt wurde, somit eine entscheidende Bedeutung hinzu. Mit diesem Aspekt ist das Haus auch ein Verweis auf die relative Perspektive der Figuren, hier Eduards. Seine Erwartungen durch den Einzug des Hauptmanns werden sich schließlich als ausschließlich falsch erweisen: „und dann entspringen noch hundert andre Verhältnisse daraus, die ich mir alle gern vorstellen mag, die auch auf dich Bezug haben und wovon ich viel Gutes voraussehe.“ (289) Seine Interpretationen erweisen sich zudem noch des Öfteren als falsch; verwiesen sei hier beispielsweise auf das mit E und O gravierte Glas, dessen Bedeutung er den falschen Namen und dem falschen Schicksal zuweist. Später erfährt er: „das echte Glas sei unlängst zerbrochen, und ein gleiches, auch aus Eduards Jugendzeit, untergeschoben worden.“ (528)

Im nachfolgenden Dialog, dem ersten Versuch Eduards den Hauptmann bei

sich unterzubringen, kann Charlotte die Entscheidung vorerst verhindern. Doch mit ihrer Taktik, dem erneuten Verweis auf verschiedene Blickwinkel, schafft sie es nicht– und das entspricht der Gesetzmäßigkeit des Romans–eine endgültige Entscheidung zu erreichen. Sie bezieht sich wieder auf die linksstehende Mooshütte:

die Hütte scheint mir etwas zu eng.

Für uns beide doch geräumig genug, versetzte Charlotte. Nun freilich, sagte Eduard, für einen Dritten ist auch wohl noch Platz.

Warum nicht? versetzte Charlotte, und auch für ein Viertes.

[...] Das ist wohl zu überlegen und von mehr als einer Seite zu betrachten, versetzte Charlotte. (MA 287-288)

Das eigentliche Ziel Charlottes, die Beibehaltung der häuslich-zweisamen Zustände, wird aufgrund fehlender Entschlossenheit in ihrem Bemühen verfehlt. Ihr Bestreben nach dem Bestehen dieser Ehe kann also nicht nur aufgrund der brüchigen Basis als falsch (links) gewertet, sondern auch–wie bei Eduard–als schlecht attribuiert werden, da die Figuren nicht für ihre eigentlichen Wünsche eintreten und eine Entscheidung, hinter der sie auch dauerhaft stehen, vermeiden.

Interessant ist zudem der unterschiedliche Gebrauch des Wortes „recht“ während dieses Dialogs. Die Bestätigungen „Ganz recht“ Eduards und „recht schön“ (288) Charlottes weisen hier einen semantisch-ambivalenten Charakter auf. Denn obwohl man dem jeweils anderen beipflichtet, so argumentiert man doch im Gleichen gegen ihn und versucht ihn zu überzeugen. So stimmt Eduard zu, dass Charlottes Hilfe für den Hauptmann eine Stelle zu finden zwar eine Wirkung gehabt hätte, nicht aber die richtige:

Ganz recht, versetzte Eduard; aber selbst diese verschiedenen Gelegenheiten, diese Anerbietungen machen ihm neue Qual, neue Unruhe. Keines von den

Verhältnissen ist ihm gemäß. Er soll nicht wirken; er soll sich aufopfern, seine Zeit, seine Gesinnungen, seine Art zu sein, und das ist ihm unmöglich. Je mehr ich das alles betrachte, jemehr ich es fühle, desto lebhafter wird der Wunsch ihn bei uns zu sehen. (288)

Charlotte antwortet: „Es ist recht schön und liebenswürdig von dir [...] daß du des Freundes Zustand mit so viel Teilnahme bedenkst; allein erlaube mir dich aufzufordern, auch deiner, auch unser zu gedenken.“ (MA 288-289) Beide benutzen das Wort „recht“ ihrem Wesen entsprechend; für Eduard ist es richtig, seinem Gefühl zu folgen, und für Charlotte ist es richtig, die Umstände so zu belassen, wie sie sind. So stimmt sie Eduards ausgedehntem Vortrag unter Vorbehalt zu: „Recht gut! versetzte Charlotte, recht wohl! Nur daß wir nichts hinderndes, fremdes herein bringen.“ (291) Auf jeden dieser Zusprüche folgt also sogleich ein nicht ausgesprochenes „aber“, sodass die Zustimmung „recht“ eine Farce wird, ein hohler Ausdruck der Beschwichtigung oder eine Höflichkeitsfloskel.

Auch Blessin findet Evidenz dafür, dass Wortbedeutungen–ihm dienen die Worte „selig“ oder auch „vergleichende Konjunktionen“ (Blessin 83) als Beispiel–im Werk semantisch oppositionell gebraucht werden:

Immerhin ist in der Analyse hinreichend deutlich geworden, daß sich nicht nur im Verlauf der Handlung Situationen oder Bilder ineinander widerspiegeln, sondern daß bereits das einzelne Wort den Gegensinn herausfordert und einen Spiegel sich wechselseitig ausschließender Bedeutung darstellt. Die Heiligenmetaphorik, die gegen Schluß mit dem wirklichen Sachverhalt, mit der religiösen Verehrung Otilies, zusammenfallen und diese beim richtigen Namen zu nennen scheint, wird noch zuletzt perspektivisch relativiert. (83)

Gemäß dieser Beobachtung, der Vorwegnahme gewisser Gesetzmäßigkeiten, die

später im Roman deutlich werden, argumentiert das Paar beispielsweise „mit Recht“ (MA 289) in Bezug auf das Wesen der Männer und Frauen, womit der Geschichte auch hier eine Gesetzmäßigkeit in Bezug auf die Handlungsmuster gegeben und eine geringfügige Prophezeiung möglich gemacht wird. Schließlich wird weiter davon gesprochen, was „von ihnen gefordert wird“ (MA 289), sodass hierunter eine gesellschaftliche Norm und damit der Bezug zur Moral verstanden werden darf. Deutlicher wird dieser in der Äußerung „Wir liebten einander als junge Leute recht herzlich; wir wurden getrennt“ (290) auf eine rechte Liebe, eine Leidenschaft verwiesen, die beim späteren Zusammenkommen nicht wieder aufflammt. Es heißt lediglich: „Wir freuten uns der Erinnerung, wir liebten die Erinnerung, wir konnten ungestört zusammen leben.“ (290) Somit mag in der Vergangenheit das Richtige für eine Ehe existiert haben, Charlottes Festhalten daran basiert jedoch nicht auf diesem.

Die Hütte ist also ein Symbol von weitreichenden Bedeutungen. In diesen werden das vorzeitige Verschulden des Paares, Charlottes Wesen, die Relativität der Figurenperspektiven oder auch die Wünsche, die nicht erreicht werden können, sichtbar. Anhand dieser Elemente kann klar gezeigt werden, dass die Mooshütte durch ihre linke Attribution als falsch betrachtet werden kann.

6. Otilie

„So wohnten die Frauenzimmer mit dem Kinde nun oben, und von diesem Aufenthalt, als von einem neuen Mittelpunkt, eröffneten sich ihnen unerwartete Spaziergänge.“ (MA 469) Die eigentlich als Lusthaus geplante Wohnung wird in ihrer Symbolik als neuer Mittelpunkt durch mehrere sich gegenüberstehende Sachverhalte veranschaulicht. Zum einen beherbergt sie sowohl die Ehefrau Charlotte, als auch die Geliebte Otilie, das Kind vor und nach seinem Tode, und sie liegt abgeschottet von Schloss und Dorf, sodass auch der Kontrast zum Schloss, die Abspaltung von der alten Ordnung deutlich wird. Das Haus selbst nimmt nach Mannack sogar eine „aktive Rolle“ ein (Mannack 188) und ist in den Tod des kleinen Ottos involviert, was jedoch als Einbildung Otilies verstanden werden kann und gegen diese Theorie steht. Diese antithetische Behauptung wird später in der Unfallszene auf dem See deutlich und zusätzlich Herrmanns These gegenübergestellt.

Dass gerade die beiden Frauen mit dem Kind im Lusthaus wohnen, ist auf mehreren Ebenen paradox. Zum einen war es als Lusthaus und nicht als Wohnhaus geplant und zum anderen verweisen schon der Maurer und der Erzähler auf das Haus und seine Verbindung zu Eduard und Otilie, wobei der Grundherr eigentlich mit seiner Ehefrau und seinem Kind dort wohnen sollte, wenn überhaupt:

Drei Dinge, fing er [der Maurer] an, sind bei einem Gebäude zu beobachten: daß es am rechten Fleck stehe, daß es wohl gegründet, daß es vollkommen ausgeführt sei. Das erste ist eigentlich die Sache des Bauherrn: [...] so ist es auf dem Lande das Vorrecht des Grundherren, daß er sage: hier soll meine Wohnung stehen und nirgends anders.

Eduard und Otilie wagten nicht bei diesen Worten einander anzusehen, ob sie gleich nahe gegen einander über standen. (MA 342-343)

Der Verweis auf Eduard und Ottilie, sich aufgrund eines empfundenen Verbots nicht anzusehen, bezeichnet zugleich ihre Verbindung und Trennung. Schließlich ist sie Eduards gesellschaftlichen Verpflichtungen nach nicht rechtmäßig die, die mit ihm in dieser Zweisamkeit leben sollte, obwohl dies beide wünschen. Auch mit dem weiterführenden Gleichnis zur Ehe wird eine Beziehung zwischen dem Grundstein des Lusthauses und den Figuren untereinander gezogen:

Diesen Grundstein, der mit seiner Ecke die rechte Ecke des Gebäudes, mit seiner Rechtwinkligkeit die Regelmäßigkeit desselben [...] bezeichnet, könnten wir ohne weiteres niederlegen: denn er ruhte wohl auf seiner eignen Schwere. Aber auch hier soll es am Kalk, am Bindungsmittel nicht fehlen: denn so wie Menschen die einander von Natur geneigt sind, noch besser zusammenhalten, wenn das Gesetz sie verkittet; so werden auch Steine deren Form schon zusammenpaßt, noch besser durch diese bindenden Kräfte vereinigt [...] (MA 343)

In dieser Rede zieht der Maurer den Vergleich zwischen Hausbau und Ehe. Beiden liegen zwei fundamentale Elemente zu Grunde: der Grundstein, der am „rechten“ Fleck liegt und somit ein *richtiges* Fundament darstellt, und die natürliche Neigung, welche mit einer angenommenen Gesetzmäßigkeit, nämlich einem besseren Funktionieren der Ehe unter dem Gesetz, in Verbindung gebracht wird. Wichtig hierbei ist der Vergleich von Gesetz und Kalk als Bindemittel. Letzteres ist nämlich kein wirksamer Binder, sodass man auch das Gesetz nicht als Garant oder alleinige Stütze für eine funktionierende Ehe verstehen kann¹¹. Damit ist zumindest die Möglichkeit gegeben, dass das Gesetz hier als selbiges verständlich ist, nämlich als ein irrtümlich effektiv verstandenes Bindeglied.

¹¹ Vgl. hierzu auch Schwan, der den Kalk in seinen Deutungsmöglichkeiten als stark konträr und zugleich einigend ansieht. (25)

Von diesem Gedanken wird die Parallele zum Christentum gezogen, für welches die Ehe ein Vorgang ist, der vor Gott geschlossen und nur durch ihn, durch den Tod, beendet werden soll. Das institutionalisierte Element, also der Eheschluss vor Gott und Kirche, ist damit der natürlichen Neigung gegenübergestellt. Eines wird im Verlauf der Geschichte klar: Das Gesetz kann ebenso ein Hindernis darstellen, als dass es in der Lage wäre, die natürliche Neigung der Menschen zu kontrollieren. Wäre dem jedoch so, dass das Gesetz allein ausreichen würde, dann wäre der kleine Otto vielleicht dennoch gezeugt worden, müsste aber nicht sterben. Eduard und Charlotte könnten eine glückliche Beziehung führen und auch Otilie und der Hauptmann hätten zueinander finden können. Bevor man jedoch soweit geht, die Ehe im gesetzlichen oder kirchlichen Sinne als etwas Falsches, als das linke Gegenstück zum Grundstein zu verstehen, so muss man den Äußerungen des Maurers Aufmerksamkeit schenken.

Die Formulierung, dass der Stein auf seiner eignen Schwere ruht, zeigt, dass auch ein metaphorischer Grundstein bei der Legung zweifelsfrei sein soll: Das Haus sollte aus reinen Motiven gebaut werden. Dieses ist zu diesem Punkt der Geschichte jedoch zu spät. Hier sei daran erinnert, wie Eduard den Rahmen des Vaterbildnis‘ mit einmauern ließ, der hier für den Kontext steht, in den der symbolische Vater gefasst war, also die Religion als Institution. Dieser Gedanke, kombiniert mit der Vieldeutigkeit des Hauses, verbindet Romanhandlung und religiöse Moral. Somit begräbt Eduard sinnbildlich seine Religiosität als Bauopfer, welches auch früher im Roman zum Vorschein kam, wie Elisabeth Herrmann es schildert:

Als sich herausstellt, daß die Leidenschaft nicht verwirklicht werden kann, erstellt sich Otilie in der Kapelle einen abgeschlossenen alternativen Aufenthalts- und Lebensraum, der aber schon hinüber ins Jenseits reicht. Die mit ihrer Hilfe so sorgsam geschmückte und ausgestattete Kapelle wird dann

auch ihre und Eduards Totenstätte werden. (Herrmann 80)

Damit lässt sich Eduards verwerfliches Handeln durch die völlige Abkehr christlich-moralischer Werte ausdrücken—was auch aus goethescher Perspektive schlecht ist, da die moralischen Grundsätze wie gezeigt als gut betrachtet werden—und alles, was später damit in Verbindung steht, korreliert ebenfalls mit ihm in moralisch unsicherer Weise.

Der Grundstein ist Symbol für eine Basis, die moralisch zweifelsfrei sein sollte. Auf diesem wird nun ein Haus gebaut, das durch die Rechtwinkligkeit des Steines seine Regelmäßigkeiten beschreibt, was etwa heißt, dass die Grundlage alles bedingt, was darauf aufbaut. Das Haus selbst, das der Maurer als Wohnung des Grundherrn beschreibt, vereint so in seiner Funktion als Mitte viele paradoxe, sich gegenüberstehende, Elemente und das in Form genannter Gesetzmäßigkeiten. So ist das Haus zum einen als Lusthaus gedacht, wird aber zur Wohnung. Es soll eigentlich vom Grundherrn und seiner Familie bewohnt werden, wird das später aber von seiner Frau, seiner eigentlich Geliebten und seinem Sohn, an dem er keinerlei Interesse zeigt. Durch die so pervertierte Grundsteinlegung entfalten sich auch später Gegensätze mit eigenem Mittelpunkt, sodass dieses spätere neue Zentrum von antithetischen Merkmalen durchzogen ist.

Dass dieser Mittelpunkt am rechten Fleck stehe, so der Maurer, sei zu beachten. Schon „Das Schloß haben die Alten mit Vernunft [...] gebaut“ (MA 338). Eduard versagt hierbei, da die Wahl des Platzes für ihn nicht aus der Vernunft heraus besiegelt wird, sodass auch der Abspaltungsprozess vom Althergebrachten durch Hausbau und Umzug deutlich wird¹². Dieser lösende Prozess an sich mag zwar durch Eduards Handeln als schlecht gesehen werden, ist aber in seiner als ursprünglich

¹² Diese Ablösung wird aus anderen Blickwinkeln sowohl bei Mannack (186), als auch bei Herrmann (64) erwähnt.

gedachten Funktion—der vom Hauptmann kommentierten Platzwahl für das Lusthaus— das Gegenteilige. So sagt er zur Platzwahl: „Otilie hat Recht“ und „ein Gebäude hingegen, mehr zum geselligen Aufenthalt als zur Wohnung, wird sich dorthin wohl recht schicken“ (MA 338). Auch wenn man diesen Prozess der Ablösung vom Tradierten übertextuell aufgreift, wird die Relativität und damit die Unmöglichkeit einer eindeutigen Bewertung klar, da mit solchen Vorgängen meist neue Möglichkeiten sowie Verluste einhergehen.

Untermauern lässt sich dieses vorläufige Ergebnis mit dem Fokus auf die todbringenden Zeichen. Der Bau des Hauses, dem Zeichen einer greifbaren, äußeren Ordnung, wird dadurch erschüttert, dass die Figuren bereits auf dem Weg ins Verderben sind. So erhofft man sich inneren Halt und Stabilität in Zeiten der Unsicherheit¹³.

Das Haus selbst sollte also eigentlich auf einer zweifelsfreien Basis aufgebaut sein, da der Ehebruch nach christlichen Normen nicht existiert, die Betonung aber klar wird, dass der Grundstein auf fragwürdigen, linken oder gar falschen Absichten aufbaut. Dabei folgt die Struktur des Hauses jedoch metaphorischen Gesetzmäßigkeiten, auf die durch seine einzelnen mit „recht(s)“ zugewiesenen Elemente verwiesen wird. Das Sinnbild ist in sich selbst hinfällig, da die moralisch zweifelsfreie Grundlage unter Einbeziehung der goetheschen Perspektive auf Religion nicht gegeben ist.

Den Höhepunkt der Geschichte bildet der Unfall am See, der sich auch als das Resultat der Figurenhandlungen betrachten lässt. Geschildert wird er, wie folgt:

Auf dem linken Arme das Kind, in der linken Hand das Buch, in der rechten das Ruder, schwankt auch sie und fällt in den Kahn. Das Ruder entfährt ihr,

¹³ Herrmann beschreibt dies als die Gegensätze des erhofften Halts und der ehelösenden Leidenschaft sowie der äußerlichen Gründung im Moment inneren Wankens. (78)

nach der einen Seite, und wie sie sich erhalten will, Kind und Buch, nach der andern, alles ins Wasser. Sie ergreift noch des Kindes Gewand; aber ihre unbequeme Lage hindert sie selbst am Aufstehen. Die freie rechte Hand ist nicht hinreichend sich umzuwenden, sich aufzurichten; endlich gelingt's, sie zieht das Kind aus dem Wasser, aber seine Augen sind geschlossen, es hat aufgehört zu atmen. (496)

In dieser Beschreibung des Unfalls und des Todes Ottos fallen direkt am Anfang die Vokabeln links und rechts auf. Hier werden vier Symbole attribuiert; das Kind und das Buch mit dem linken Arm Ottilies und das Ruder sowie ihre Hand mit dem andern. Otto selbst wird hier nicht mit Namen erwähnt, es ist „das Kind“, sodass man unter goethespezifischen Aspekten, die dem Christentum nicht die primäre Urteilsinstanz einräumen, darunter nicht nur die Verkörperung des unmoralischen Aktes der Eltern, sondern auch ein Sinnbild für die Zukunft und auch den Sohn im religiösen Sinn, Jesus Christus, verstehen darf. Das Buch kann für Erkenntnis, Wissen oder der Hinweis auf „das Buch“ als Metapher für die Bibel stehen. Mit dem Ruder lässt sich eine Verantwortung durch Kontrolle assoziieren, die Ottilie in diesem Moment aus der Hand gleitet.

Das erste und deutlichste Zeichen ist der kleine Otto auf Ottiliens Arm. Es wurde schon vielfach auf die vorausdeutenden Zeichen und Omen verwiesen, die den Tod des Kindes voraussagen oder ihm keine Möglichkeit zu leben einräumen. Dass Ottilie ihn nun auf dem linken, dem falschen Arm trägt, wird kurz vor dem eigentlichen Unfall und noch im gleichen Satz erwähnt, sodass sich der Tod des Kindes spätestens hier ankündigt. Auch die Zukunft der ganzen Handlung und der involvierten Figuren gewinnt auf diesem tragischen Höhepunkt ihre Bedeutung, sodass hier die folgenschwere Entscheidungsphase zur Vollendung ansetzt.

Bemerkenswert sind auch die Parallelen, die in das goethesche Religionsverständnis eingeflochten sind. Teile dieses Gedankengangs wurden bereits im dritten Kapitel vorweggenommen, die hier nun ausführlicher erörtert werden: Es finden sich im Text Hinweise darauf, dass Ottilie als Mutter Gottes und in Analogie dazu der kleine Otto als Teil der christlichen Dreieinigkeit—nämlich als der Sohn des christlichen Gottes, Jesus Christus—verstanden werden kann. Aus Sicht des Kindes heißt es: „Durch diese sonderbare [äußerliche] Verwandtschaft und vielleicht noch mehr durch das schöne Gefühl der Frauen geleitet, [...] ward Ottilie dem heranwachsenden Geschöpf so viel als eine Mutter, oder vielmehr eine andre Art von Mutter.“ (MA 485) Auch sein Tod lässt sich mit dem Jesus' vergleichen, wenn man seinen Tod als eine Art Gottesopfer für die Sünden der Menschen sieht, aus denen er hervorgegangen ist. Denn selbst wenn sich dafür argumentieren lässt, dass aus christlicher Sicht kein deutlicher Ehebruch vorliegt, so ist es doch Fakt, dass z.B. der Hauptmann seines nächsten, Eduards, Weib begehrt und ähnliches für Ottilie gilt. Durch diese Analogien würde auf die Frage verwiesen, die Goethe bereits nach dem Erdbeben von Lissabon gestellt hatte, was das für ein Gott sein soll, der sein eigen Fleisch und Blut für die selbstverschuldeten Sünden der Menschen opfert: „Gott [...] den ihm die Erklärung des ersten Glaubens-Artikels so weise und gnädig vorstellte, hatte sich, indem er die Gerechten mit den Ungerechten gleichem Verderben preis gab, keineswegs väterlich bewiesen.“ (Goethe, *Dichtung und Wahrheit* 33) Schließlich hebt Ottilie „Knieend [...] das erstarrte Kind mit beiden Armen über ihre Brust [...] sieht empor und ruft Hülfe von daher, wo ein zartes Herz die größte Fülle zu finden hofft, wenn es überall mangelt“ (MA 497), sodass dieses Bild tatsächlich ambivalent verstanden werden kann. Zu diesem Verhältnis von (göttlichem) Vater bzw. Eltern und Kind schreibt Herrmann analog: „Jetzt, wo alles zu spät ist, versucht sie zum ersten Mal, dem Kind

die Wärme und Liebe zu geben, die ihm nicht einmal seine Eltern geben konnten, weil sie es nicht aus Liebe, sondern aus unerfüllter Leidenschaft gezeugt haben.“

(Herrmann 250) Auch aus Sicht des Architekten wird Otilie auf eine geradezu göttliche Ebene gehoben. Zum einen gibt es hier eine der wenigen zeitlichen Referenzen im Roman¹⁴, nämlich auf „Die Weihnachtsfeiertage“ (MA 443)–das Fest Jesu Geburt–, zum anderen heißt es, dass „Der junge Mann [der Architekt] sie in seinem Sinne zur Mutter Gottes erhoben“ (443-444) hatte, sodass sich hier auch aus der Perspektive anderer Figuren ein indirekter Verweis verstehen lässt. Um dies in Einklang mit dem linken Arm zu bringen sei daran erinnert, dass Goethe nicht an Wunder glaubte und diese abstreitete, so wird Otilie nicht nur „eine andre Art von Mutter“, sondern in diesem kontextuellen Vergleich mit der Jungfrau Maria¹⁵ gleichgesetzt, jedoch ohne eine „wundersam[e]“ (MA 364) unbefleckte Empfängnis, womit man sie auch als die falsche Mutter verstehen kann. Nachdem bereits die christliche Kirche verkörpert durch den Bilderrahmen des Vaters als Bauopfer begraben wurde, so ertrinkt nun der (falsche) Sohn in der Tiefe des künstlichen Sees¹⁶. Wie der Rahmen des Vaterbildes, der sinnbildlich für die Religion als umfassender Kontext stehen könnte, als schädlich und gefährlich attribuiert wird, so wird auch der Sohn mit dem Falschen in Verbindung gebracht. Man gewinnt den Eindruck, als erzähle Goethe hier vom schicksalhaften Begräbnis des Christentums, das zu guter Letzt mit einer auf Aberglauben fußenden Heiligenverehrung Otilies fragwürdig erscheint. Gleichzeitig aber bleibt ein schicksalhaftes, übermenschliches und voraussagendes Element bestehen, welches sich in dem plötzlichen „Wind“ äußert, der „den Kahn nach den Platanen“ (MA 497) treibt, sodass auch hier–ganz im

¹⁴ Auch Mannack bemerkt die Aussparung zeitlicher Angaben. (174)

¹⁵ Sowohl Kittler (246) als auch Kuhn (173) streifen und stützen diese Symbolik, vermissen es aber beide, sie in einen tieferen religiösen Kontext zu integrieren.

goetheschen Sinn—eine kritische Unterscheidung zwischen Glauben und Religion verständlich wird, die sich in das links-rechts-Schema einfügt.

In der symbolischen Deutung des Buches gibt es Unstimmigkeiten mit denen, die in der untersuchten Sekundärliteratur gefunden wurden. Das Buch wird hier als etwas den Verstand betreffendes gedeutet. Anders interpretiert Herrmann, wenn das Buch für sie als Symbol der Phantasie und der Wünsche Otilies steht. Auch die Interpretation des Ruders als Zeichen für Bewusstsein und Verstand (Herrmann 248) steht in Widerspruch mit der gebräuchlichen Assoziation der Kontrolle—zur Deutung des Ruders jedoch später mehr. Durch das Hinzufügen der ersten Szene, in der Otilie auf dem See liest, ergibt sich vorliegende Schlussfolgerung, denn hier ist der Leseprozess etwas, das zum Träumen, zum Phantasieren anregt, und nicht etwa nur der rezipierte Gegenstand selbst:

Sie sprang in den Kahn, und ruderte sich bis mitten in den See: dann zog sie eine Reisebeschreibung hervor, ließ sich von den bewegten Wellen schaukeln, las, träumte sich in die Fremde und immer fand sie dort ihren Freund; seinem Herzen war sie noch immer nahe geblieben, er dem ihrigen. (MA 393-394)

Damit ist das Lesen vordergründig für das träumerische Element verantwortlich, was zusätzlich durch das Schaukeln verdeutlicht wird, das in seiner Bedeutung einem Kind, welches sich in den Schlaf wiegen lässt, gleichkommt. Hierfür spricht auch das Vorlesen Eduards aus dem Buch zur Gleichnisrede, wobei ein träumerisch-phantastisches Element gänzlich fehlt. Vielmehr wird hier direkt darauf verwiesen, dass der Prozess des Vorlesens „diesmal nicht auf die Erregung des Gefühls, auf Überraschung der Einbildungskraft angesehen war“, was sonst die „[beabsichtigte] Wirkung“ des (Vor)Lesens sei (312-313). Zusammengefasst bedeutet diese kurze

¹⁶ Auch Bolz spricht in dieser Szene von einem falschen Kind aus dem Diskurs des ästhetischen Opfers heraus. (70)

Ausführung, wieso nicht mit Herrmann übereingestimmt wird, da das Buch nicht für diese träumerische Stimmung verantwortlich ist, sondern der Lesevorgang selbst. Das Buch versteht sich somit eher als der symbolische Verstand. Immerhin ist sie sich den gesellschaftlichen Regeln bewusst, lässt sich jedoch von ihren Emotionen, dem Gegenstück der Vernunft, übermannen. So bittet sie Eduard in dieser Szene zuerst zu verschwinden, da sie „beide Charlotten schuldig sind“. Charlotte soll ihr „Schicksal entscheiden“ (495). Otilie weiß, was die Etikette von ihr erfordert, doch ihr Handeln wird paradox: „sie wechselten zum erstenmal entschiedene, freie Küsse“ (496), was Nitschke als das „ultimate physical commitment“ (Nitschke 47) bezeichnet. Man entschied sich dazu, Charlottes Entscheidung abzuwarten, wendete sich aber zuletzt doch gegen den eigens gefällten, rationalen oder vielmehr selbstbetrügerischen Entschluss. Damit kann das Buch auch als ein duales Zeichen, wie schon häufig in Bezug auf das Dämonische eruiert, verstanden werden, in dem der bei Herrmann behauptete Wunsch und der hier aufgegriffene Verstand sich nicht vereinen lassen. Ein Detail, welches Herrmann dazu veranlasst haben könnte von Phantasie zu sprechen, ist zugleich dasselbe, mit dem sich die nach Mannack behauptete aktive Rolle des Hauses widerlegen lässt. So heißt es im Text, dass Otilie „verwirrt stand“ und „glaubte [vermutet also nur] Charlottens weißes Kleid auf dem Altan zu sehen“ (MA 496). Doch selbst wenn man Herrmanns Assoziation eher glauben möchte, so soll nochmals betont werden, dass selbst in ihrem Verständnis das linke Element als das schlechte bestehen bleibt: Denn auch so stoßen ihre Wünsche, das Zusammensein mit Eduard, auf die moralischen Restriktionen, seien es die allgemein gesellschaftlichen oder christlichen.

Für Herrmann beschreibt das Ruder in der rechten Hand „das Bewußtsein, den Verstand“ (Herrmann 248), der jedoch schon im Buch gesehen wurde. Diese

Interpretation kommt zu kurz. Naheliegender kann man das Ruder als die Kontrolle Otilies verstanden werden, die sie bisher in ihren Händen hielt. In erster Instanz steht hier Otilies Kontrolle über sich selbst, da diese schon im Brief der Vorsteherin als überaus mäßig beschrieben wird, wie auch bei Nitschke in Bezug auf das Verhältnis von finanziellem Haushalten und seelischem Befinden der Charaktere erläutert: „Sie [Otilie] ist nach wie vor bescheiden und gefällig gegen andre; aber dieses Zurücktreten, diese Dienstbarkeit will mir nicht gefallen. [...] Das [Geld] hat sie nicht angegriffen; [...] Auch kann ich ihre große Mäßigkeit im Essen und trinken nicht loben.“ (MA 307) Ihre Mäßigkeit zum Verzicht ist ein Element, das ihr Wesen ausmacht. Nitschke zieht den Vergleich: „Otilie’s restrictive budget, or ‘path’ [...] represents the guiding principle in her life“ (Nitschke 55) und Tantillo spricht sogar davon, dass sie ihre Prinzipien der Mäßigung höher schätzt als ihr eigenes Leben (Tantillo 55). Mit der Entscheidung für Eduard, obwohl sie noch Charlottes Entscheidung abwarten wollte, bricht sie gleich mehrere Konventionen–darunter auch ihre eigenen. Um das Ruder als Zeichen der Kontrolle zu deuten gibt es auch an anderen Textstellen Hinweise. Denn Otilie ist definitiv in der Lage, die Kontrolle über gewisse Vorgänge und eine damit verbundene Verantwortung zu übernehmen. So hatte sie beispielsweise während der Graf und die Baroness zu Besuch sind „alles so gut eingerichtet [...] um nicht aufstehen zu dürfen. Das ruhig aufmerksame Kind verstand sich mit dem Haushofmeister durch Blick und Wink, daß alles auf das trefflichste geriet, obgleich ein paar neue ungeschickte Bedienten in der Livree staken“ (MA 353). Auch als Charlottes Entbindung bevorsteht, übernimmt Otilie von sich aus die Hausarbeit, um sich abzulenken, sodass ihr auch hier ein klar rationales Element zu Teil ist:

Otilie besorgte das Hauswesen indem sie kaum daran denken durfte was sie

tat. Sie hatte sich zwar völlig ergeben, sie wünschte für Charlotten, für das Kind, für Eduarden, sich auch noch ferner auf das dienstlichste zu bemühen, aber sie sah nicht ein, wie es möglich werden sollte. Nichts konnte sie vor völliger Verworrenheit retten, als daß sie jeden Tag ihre Pflicht tat. (460)

Ebenso spricht ihre übernommene Verantwortung für Otto dafür und ist nicht nur als ein mögliches Schuldgeständnis zu verstehen¹⁷.

Zuletzt wird die rechte Hand, die nach dem Kinde zu greifen versucht, erwähnt. Otilies Wesen wurde bereits breit eruiert, womit hier erneut auf ihr Pflichtbewusstsein, ihre selbstaufgelegte Verantwortung verwiesen wird, sodass diese Symbolik relativ nah an der des Ruders liegt. Hervorzuheben ist lediglich, dass sich Otilie bemüht, das Kind zu retten. Ihr Gewissen, ihr Pflichtbewusstsein, ist so groß, dass es sogar ihre sonst meist passive Art übertrifft, was bei Brodsky treffend formuliert wird:

Charlotte's reference to Otilie's present state of unconsciousness (also mistaken), and the sudden non-sequitor ending her speech: „An mich darf in diesem Augenblick nicht gedacht werden,“ may be viewed as indications of her own unconscious desire to be overheard and provoke the response she receives. The hand played by Otilie in Otto's drowning is open, of course, to a similar suspicion. (Brodsky 1171)

In diesem kurzen Kapitel wird „recht“ außer in der Seeszene drei mal verwendet. Das erste Mal ist von „Recht und Billigkeit“ (MA 492) die Rede. Hier will Eduard seine Gutsrechte an den Hauptmann und Charlotte abtreten, um sich quasi freizukaufen und mit Otilie sein zu können. Moralisch betrachtet kommt dies einem Ablasshandel gleich; materielles Hab und Gut für den Seelenfrieden. Eine Gleichung,

¹⁷ Vgl. auch Herrmanns zustimmendes Argument. (248)

die nicht aufgehen wird. Beim zweiten Mal fordert Eduard seine Rechte (494) gegenüber Ottilie ein, was sich systematisch in die antinomische Spiegelstruktur einfügt: Liebe und Ehe fallen so auf das gleiche Recht, auf den gleichen Anspruch zurück, die Eduard in seiner Verblendung relativiert. Das zuvor besessene, aber zurückgewiesene Recht in der Nacht mit Charlotte, das nur durch seine Institutionalisierung an Wert gewinnt, ist für ihn wertlos. Sein Gefühl hingegen treibt ihn an, sodass vorgeführt wird, wie er sich der Verantwortung zu entziehen und gleichzeitig andere verantwortlich zu machen versucht und Ottilie mit in den moralischen Abgrund reißt, wenn er sie zuletzt beschwichtigt, dass sie „recht fühlen“ (495) mag, dass sie und er zueinander gehören.

Somit zeigt sich auch in dieser Szene, dass mit den Lexemen zu „recht“ nur ein relatives und kein wirkliches Recht, nur ein relatives Richtiges verstanden werden kann, außer wenn es im verortenden Gebrauch verwendet wird. Die verortenden Lexeme hingegen zeigen erneut Evidenz für das vermutete Schema auf.

7. Die Mittelglieder und andere Wahlverwandte

Nicht zwingend verortend, aber dennoch lokal gebraucht werden links und rechts in Bezug auf Ottilies Wangen, wenn der Gehülfe schreibt: „Ottilie schien gelassen für jeden andern, nur nicht für mich. Eine innre unangenehme lebhaft Bewegung, der sie widersteht, zeigt sich durch eine ungleiche Farbe des Gesichts. Die linke Wange wird auf einen Augenblick rot, indem die rechte bleich wird.“ (MA 323)

In diesem Zitat fallen die Lexeme links und rechts ebenfalls sofort auf. Ottilie gerät den Schilderungen des Gehülften nach mit Luciane aneinander. Ihre Reaktion hierauf äußert sich primär durch die *farbliche* Veränderung ihrer Wangen. Da die rote Wange die linke ist, muss diese auch das falsche Element darstellen, während die bleiche, blutleere Wange als richtig gelten muss. Beide Wangen sind hier in verschiedenen Dimensionen verständlich. Zum einen wäre eine klassische Assoziation mit der Farbe Rot die Liebe, aber auch das Blut als Element des Lebens und damit etwas aktives oder aufblühendes. Auch eine rein textimmanente Interpretation anhand der Wortwahl des Gehülften erhärtet die links-rechts-Verbindungen: Mit den Worten „sie schien gelassen“ und „unangenehm“ wird Ottilie beschrieben, sodass sich der Schluss ziehen lässt, dass sie nicht gelassen, vielleicht sogar zornig war. Damit kann zumindest der roten Wange eine deutlich gefühlsbetonte und negative Assoziation zugeschrieben werden. Die bleiche Wange stellt das genaue Gegenteil vor: Bleich ist keine Farbe, es ist ein Zustand, der das Fehlen von Blut darstellt. Damit steht die rechte Wange beispielsweise für Passivität, etwas Verblühtes oder gar das Fehlen von Leben, also dem Tod. Folgt man dem Aspekt der Liebe, so ist Ottilies Verhältnis zu Eduard—wie schon mehrfach erwähnt—relativ zu verstehen. Doch Leidenschaft oder Sinnlichkeit sind keine der Eigenschaften, mit denen sich ihre Figur beschreiben lassen kann. Den Moment aber, in dem sie sich für Eduard entscheidet und ihn küsst, in der die Passion

aufflammt, kommentiert sie später mit den Worten: „Ich bin aus meiner Bahn geschritten und ich soll nicht wieder hinein. Ein feindseliger Dämon, der Macht über mich gewonnen, scheint mich von außen zu hindern, hätt ich mich auch mit mir selbst wieder zur Einigkeit gefunden“ (MA 516). Der Dämon, ihr Schicksal, ist damit als das Leidenschaftslose und nicht wie dieses gefühlsbetonte Charakteristikum bestimmt. So kann man dem Gefühl bzw. der linken Wange das Schlechte und Falsche anhaften.

Wie erwähnt, so ist es eher eine passive Art, die Ottilies Wesen ausmacht. Damit wäre in der einfachsten Form bestätigt, dass die bleiche Wange eher ihrer Konzeption entspricht und auch der Tod als ihr schicksalhafter Dämon schon früh in der Geschichte entsprechend angekündigt wäre. Dagegen lässt sich jedoch argumentieren, dass ihr in der Szene, in der Graf und Baroness zu Besuch sind, eine aktive Rolle zugestanden wird. Aber trotz alledem wohnt ihrer Art hier ein zurückhaltendes, mäßigendes Verhalten inne. Selbst ihre charakteristische Geste, mit der sie sich Eduards Dringen fernzuhalten versucht, wird als ein aktives und zugleich passives Handeln beschrieben:

dann drückte sie die flachen, in die Höhe gehobenen Hände zusammen, führte sie gegen die Brust, indem sie sich nur wenig vorwärts neigte, und sah den dringend Fordernden mit einem solchen Blick an, daß er von allem abzustehen genötigt war, was er verlangen oder wünschen mochte. [...] Es sah völlig aus, als würde sie in die Kniee sinken, wenn er beharrte. (MA 513)

Mit dem Argument der Gesetzmäßigkeit und der Konzeption der Figur wäre auch so der rechten Wange als der richtigen Rechnung getragen.

Eine weitere Möglichkeit stellt die Interpretation Ottiliens Figur und ihrer Wangen anhand der goetheschen Farbenlehre dar. Ist ein Mensch bleich im Gesicht, so kann dies im deutschen Sprachgebrauch mit dem Ausspruch „jemand ist grün im

Gesicht“ beschrieben werden. Im *Brockhaus* heißt es zu einer ähnlichen Erscheinung:

Bleichsucht, 1) Chlorose, eine heute selten gewordene, bei Mädchen im Entwicklungsalter vorkommende Form von Blutarmut [...]. Anzeichen: blaßgelbe, leicht ins Grünliche spielende Hautfarbe, Müdigkeit, rasche Erschöpfung, Kopfweg [...]. Appetitmangel [...]. (*Der Grosse Brockhaus*, Bd. 2, 161)

Dass diese Erscheinung mit Kopfweg und Appetitmangel einhergeht, bildet eine essentielle Verbindung, um sie mit der Figur Otiliens zu verbinden. Im Text selbst findet sich eine deutlichere Verbindung von Otilie und der Farbe grün, dargestellt durch den Smaragd und seine Bedeutung.

Dadurch ward sie [Otilie] den Männern [...], daß wir es nur mit dem rechten Namen nennen, ein wahrer Augentrost. Denn wenn der Smaragd durch seine herrliche Farbe dem Gesicht wohl tut, ja sogar einige Heilkraft an diesem edlen Sinn ausübt; so wirkt die menschliche Schönheit noch mit weit größerer Gewalt auf den äußern und innern Sinn. Wer sie erblickt, den kann nichts übles anwehen; er fühlt sich mit sich selbst und mit der Welt in Übereinstimmung. (MA 326)

Die rechte bleiche Seite gewinnt auch damit das Prädikat „richtig“, wenn man an ihre am Ende des Romans unterstellten Heilkräfte glaubt und sie als Wunderheilerin verehrt. Um nun der Farbenlehre angemessen Rechnung zu tragen, werden die Grundgedanken Goethes, die er in der Farbenlehre niedergeschrieben hat, prägnant ausgeführt. So ist zur Bedeutung der Farbe bei Goethe festzuhalten, dass sie für ihn „einzeln eine spezifische, in Zusammenstellung eine teils harmonische, teils charakteristische, oft auch unharmonische, immer aber eine entschiedene und bedeutende Wirkung hervorbringe, die sich unmittelbar an das Sittliche anschließt“

(Goethe, *Farbenlehre* 229). Überdies bringen Farben „spezifische Zustände in dem lebendigen Organ“ (230) zum Ausdruck und „die einzelnen Farben [zeigen] besondere Gemütsstimmungen“ (230) auf. Zu den gelb-roten Farben heißt es, sie „stimmen regsam, lebhaft, strebend“ (230), sodass auch hier die linke Wange nicht mit Otilies Art übereinstimmen und das Falsche darstellen würde. Allerdings heißt es zu den verschiedenen Facetten des Roten, dass das „vollkommenste Rot“ Symbole für „Ernst und Würde, Huld und Anmut“ (236) ist. In Bezug auf die Schilderung der Vorsteherin scheint der Purpur jedoch, der als „Eifersucht“ verstanden wird, oder auch das Karmesinrot, welches sogar „als das Äußerste des Abgeschmackten und Bösen“ steht (237), von größerer Bedeutung zu sein. Schließlich heißt es, dass sie einer „unangenehmen“ Bewegung widerstehen zu versucht. Ein weiteres wichtiges Argument hierfür ergibt sich aus Goethes Gesetzmäßigkeit der Farbenlehre, nach der sich Rot, aufgelistet als Purpur, und Grün [...] wechselseitig fordern (239), sodass Grün das entsprechende Komplementär bildet. Grün ist der Farbenlehre nach „eine reale Befriedigung. [...] Man will nicht weiter und man kann nicht weiter“ (238). Otilies grüne Eigenschaften, also etwas Ruhiges oder Passives, wäre damit auch in ihrer sonderbaren Geste verankert, mit der sie den Bittenden dazu bringt von allem abzusehen, was er verlangt.

Otilies Wesen wäre somit in diesem bestimmten Moment angemessen ausgedrückt, sodass man sie unter diesem Aspekt auch über diese Szene hinaus weiter analysieren kann. Die Farbenlehre, eine Sammlung von Gesetzmäßigkeiten, die Goethe beobachtet und niedergeschrieben hat, würde so als zusätzliche Erklärung dienen und sich in das System dieser Regelmäßigkeiten und Gesetze einfügen. Damit findet sich auch in diesem Bild Evidenz dafür, dass das Linke und das Rechte systematisch geordnet sind.

Eine weitere Gesetzmäßigkeit findet sich in der Erwähnung der Platanen: „Wo wird man denn nun drüben die Landung am besten anlegen? fragte Eduard. Ich sollte denken bei meinen Platanen. Sie stehen ein wenig zu weit rechts, sagte der Hauptmann.“ (MA 365) Die Platanen werden an wenigen Stellen, hier aber deutlich rechts, erwähnt und befinden sich am „mittelsten“ (346) der drei Teiche, bevor diese zu einem vereint werden. Sie werden vor dem Dammbbruch erwähnt, als sich die Gesellschaft unter ihnen versammelt und der Knabe beinahe ertrinkt (379). Auch später, kurz bevor der kleine Otto sein Ende im See findet, sieht sich Otilie den Platanen direkt direkt gegenüber (496). Damit lassen sich einfache Analogien zu ihrer Unglück oder gar den Tod ankündenden Symbolik ziehen und eine Systematik aufzeigen, die aus ihrem „rechten“, somit ihrem richtig entsprechenden Platz ergeht. Für eine qualitative Synthese darf man hier nicht vergessen, dass sich so gleichzeitig sagen ließe, dass diesen Bäumen eine Schlechtigkeit anhaftet womit sie schematisch nicht rechts, sondern links verortet sein müssten. Hiergegen argumentiert jedoch Kuhn, wenn sie die Platane als den „Baum der Schönheit“ herleitet, ihn Otilie zuordnet und ihn als Zeichen des Gottes Eros vergleicht, dem nichts Böses anhaften kann (Kuhn 103). Zustimmung lässt sich dieser Theorie durch die Bemerkungen im Primärtext selbst; Eduard findet, dass sie „so schön“ (MA 346) dort stehen, von der allgemeinen „Herrlichkeit des Baumwuchses“ (376-377) ist die Rede und die Gesellschaft empfindet den „Ort unvergleichlich“ (379), sodass es an positiven Attribuierungen im ästhetischen Kontext nicht fehlt.

Auch dass sie „zu weit rechts“ stehen, ergibt im Rahmen der Gesetzmäßigkeiten und der gebrochenen Figurenperspektiven Sinn. So glaubt Eduard, dass der Baum die „wunderbarste“ Bedeutung hat, da er am Geburtstag von Otiliens Geburt gepflanzt wurde (377). Die antinomische Spiegelstruktur bricht diesen

Fehlglauben jedoch ebenso, wie sein Verständnis zu dem Kristallglas. Eduard interpretiert zuviel in diesen Baum. In seiner Symbolik erscheint er wie gesagt vielmehr als ein todbringendes, als ein lebensspendendes Element. Damit wird dieser Baumgruppe eine Gesetzmäßigkeit auch durch die vorherrschende Antinomie und der Beschreibung als „zu weit rechts“ ausgestellt.

Der Ort, an dem die Platanen stehen, wird zudem als Element der Mitte durch die Vereinigung der drei Teiche verständlich.

Nun sollten nur noch, rief einer, die drei Teiche zu einem See vereinigt werden; dann hätte der Anblick alles was groß und wünschenswert ist.

Das ließe sich wohl machen, sagte der Hauptmann: denn sie bildeten schon vor Zeiten einen Bergsee. Nur bitte ich meine Platanen- und Pappelgruppe zu schonen, sagte Eduard, die so schön am mittelsten Teich steht. (346)

Die Vereinigung zu einem See ist aus verschiedenen Blickwinkeln als eine Vereinheitlichung, die Zusammenführung zu etwas Geeintem zu betrachten. Dass man dem Gewässer einiges an Schlechtigkeit nachsagen kann, steht außer Frage. Allerdings wurde auch darauf verwiesen, dass das Gewässer selbst als ruhig und still, als passiv beschrieben wird, sodass die Argumente Kuhns, Constantines, Herrmanns oder auch Benjamins für dieses Element als etwas durchweg Schlechtes begrenzbar sind. In Bezug auf die als weder falsch noch schlecht bewertbare Konnotation des Gewässers ergibt sich ein ganz anderer Aspekt, der schon mehrfach angesprochen wurde: Die Perspektive der Figuren und der Umstand, dass sie gleiche Situationen völlig anders interpretieren.¹⁸ Teiche und See bilden in einem visuellen Verständnis immerhin eine ideale Darstellung, um eine solche Relativität darzustellen. Abhängig von dem Teich, an dem man steht, erfährt man die Gegend aus anderen Blickwinkeln.

¹⁸ Das einfachste und deutlichste Beispiel hierfür ist die Gleichnisrede der Wahlverwandtschaften (MA 313-319).

So ist auch das Verhältnis der einzelnen Personen zu den Seen von Person zu Person ein anderes. Während Eduard das Wasser als unterhaltsame Spiegelung für das Feuerwerk nutzt (MA 376) und selbst nach dem Dambruch keine Angst vor diesem Element zeigt (381), so ist es für Charlotte nur eine Gefahr für das Kind (469), die sie ängstigt (368), für den Hauptmann eine Gewalt, die er durch seine Fähigkeiten beherrschen kann (379), wobei es vorhersehbaren Gesetzen folgt—er ist der einzige, der den Dambruch rational vorhersagt (375)—und dennoch in manchen Aspekten unergründlich bleibt (368), und für Ottilie wird das Element, das sie zuerst in einen träumerischen Zustand schaukelt (393-394), später aber zu einem „treulosen unzugänglichen Element“ (497). Auch das Unglück, von dem die Gesellschaft bei der Geburtstagsfeier heimgesucht wird, kündigt sich an und wäre vermeidbar gewesen. Zuerst heißt es: „Die drei Teiche in einen See zu verwandeln hätte jetzt der Hauptmann am liebsten ganz widerraten. Der untere Damm war zu verstärken, die mittlern abzutragen, und die ganze Sache in mehr als einem Sinne wichtig und bedenklich.“ (375) So wird der Rat des Hauptmanns von Eduard ignoriert, sodass es überhaupt erst zum Unglück kommen kann: „Der Hauptmann bemerkte die dazu getroffenen Vorrichtungen nicht mit Vergnügen; [...] Schon hatte sich das Volk auf die oberwärts abgestochenen und vom Rasen entblößten Dämme gedrängt, wo das Erdreich uneben und unsicher war.“ (378-379) Damit lässt sich die häufig vertretene Meinung, dass das Wasser ein böses Element ist, zwar nicht widerlegen, allerdings in einem wichtigen Aspekt erweitern: Die Ereignisse in Bezug darauf folgen ebenso Gesetzmäßigkeiten, sind allesamt vorhersehbar und es selbst wird erst dadurch zu einer Bedrohung, wenn der Mensch es nicht zu beherrschen versteht. Auch die Spiegelstruktur, auf die mehrfach Bezug genommen wurde, würde so erneut im Topos des Wassers aufgegriffen, da der See vielmehr ein Spiegel des eigentlichen

Geschehens ist¹⁹. Unter dem Aspekt der Einheit würde dem See somit keine eigene Wertung nachzusagen sein, da alles Böse in ihm vom Menschen selbst verschuldet ist, womit das Schema der Einheit und der Mitte als etwas Neutrales auch hier greifen würde.

Ebenso wichtig ist die Parabel, die sich aus der Zusammenlegung der Seen und diesem Gedankengang, der aus dieser schwer durchführbaren Zuweisung als richtig oder falsch ergeht, ergibt. So wurde schon Bezug auf den Tod Jesu und die Jungfrau Maria genommen, den strafenden, unbarmherzigen Gott, auf den sich aus dem Tod des kleinen Ottos ableiten bzw. verweisen lässt, sodass die Seen mit der christlichen Geschichte und der Frage ‘warum?’ in Verbindung stehen. Erweitert man diese Ableitung noch mit der Darstellung der Kahnfahrt von Charlotte und dem Hauptmann, so lässt sich auch ein Verweis auf die griechische Antike und deren Religion finden:

[...] nunmehr [sah] Charlotte den Mann [...] in der Dämmerung vor sich sitzen und durch die Führung zweier Ruder das Fahrzeug in beliebiger Richtung fortbewegen. [...] Das Kreisen des Kahns, das Plätschern der Ruder, der über den Wasserspiegel hinschauernde Windhauch, das Säuseln der Rohre, das letzte Schweben der Vögel, das Blinken und Wiederblinken der ersten Sterne, alles hatte etwas Geisterhaftes in dieser allgemeinen Stille. Es schien ihr, der Freund führe sie weit weg, um sie auszusetzen, sie allein zu lassen. (MA 367)

Durch diese traurige Stimmung, das „letzte“ Schweben, das Überirdische in den Sternen und das Geisterhafte wird eine Verbindung zum Jenseits geschaffen und der Hauptmann wird zu Charon, dem Fährmann über den Styx, der Charlotte in die

¹⁹ Herrmann vergleicht die Kahnfahrt mit dem emotionalen Befinden der Figuren, sodass auch hier der See als Spiegel verständlich ist. (85) Selbiges gilt nach Bolz für das Feuerwerk am See. (78)

Unterwelt bringen soll²⁰. Somit lassen sich das Christliche, durch den strafenden Gott alttestamentarische Elemente und mit dem Verweis auf Jesus und seine Mutter ebenso neutestamentarische, aber auch die griechischen Religionssymbole mit dem See assoziieren. Parabelhaft ließe sich hier also der Tod Ottos verstehen, sodass man die einzelnen religiösen Perspektiven auf das Geschehen und ihre Hintergründe unterschiedlich deuten mag, doch allen dreien ist eines gemeinsam: Die Bewertung des Handelns der Figuren. Denn egal aus welcher Perspektive man es betrachtet, der Tod des kleinen Otto, die physisch gewordene Lust, ist zum Sterben verdammt. Die Wertung des Ehebruchs, der unmoralische Akt eines gebrochenen (Ehe)Versprechens, wäre somit ein Element, welches allen drei Religionen eine gemeinsame Basis schafft. In diesem Verständnis fänden sich Elemente des goetheschen Verständnisses, nämlich der Zustimmung für dogmatische, theoretische Maxime und die Kritik an der Realität, dem menschlichen Handeln, dem es zu oft an selbigen fehlt. So sagt Goethe beispielsweise zu dem Thema Lust, Verführung und Ehebruch aus eigenen Erfahrungen:

[...] da fehlte es nicht an schönen und jungen Frauenzimmern, die mir auf halbem Wege entgegenkamen. Nicht jeder hätte sich jedes Mal selbst festgenommen wie ich es that. Aber mit den Grämlingen auf diesem Gebiete mochte ich doch nie in ein Horn stoßen. Man hört so oft über weitverbreitete Immoralität in unserer Zeit klagen, und doch wüßte ich nicht, daß irgend einer, der Lust hätte, moralisch zu sein, verhindert würde, es nur um so mehr und mit desto mehr Ehre zu sein. (Goethe, *Meine Religion* 29)

So fügt sich auch der Ausspruch, „[alles] komme darauf an, daß man glaube; was man glaube, sei völlig gleichgültig“ (Goethe, *Dichtung und Wahrheit* 653)²¹, in dieses

²⁰ Auch bei Herrmann findet sich dieser Verweis. (85)

²¹ Mommsen nennt gleich mehrere Aussagen Goethes, die diese Aussage untermauern (168).

Verständnis ein, zeigt erneut die Relativität, begrenzt diese aber gleichzeitig und erklärt im Verständnis des Romans, dass es über-religiöse Maxime gibt, die vielmehr dem Menschlichen, als dem religiösen zu Grunde liegen oder es zumindest sollten. Die Möglichkeit, dass dieses metaphorische Gleichnis als dogmatisches Vermächtnis verstanden werden kann, zeigt sich in weiteren Äußerungen Goethes zu seinen glaubensspezifischen Ansichten:

Ich erstrebe eine dreifache Ehrfurcht, die, wenn sie zusammenfließt und ein Ganzes bildet, erst ihre höchste Kraft und Wirkung erreicht. Das erste ist Ehrfurcht vor dem, was über uns ist, das zweite Ehrfurcht vor dem, was uns gleich ist, das dritte vor dem, was unter uns ist [...] Ich bekenne mich gern zu allen dreien Religionen, sie zusammen bringen eigentlich die wahre Religion hervor. (Goethe, *Meine Religion* 32)

Interessant an diesem Zitat, welches nach der Veröffentlichung des Romans festgehalten wurde, ist, dass man es in seiner Wortwahl sehr einfach auf die Seeuferszene anwenden kann: Der Zusammenfluss dreier Teile, also die Zusammenlegung der Seen, etwas Ehrfurchtgebietendes darüber, also der Himmel, den Otilie um Hilfe anfleht und etwas darunter, entweder der tote Otto oder die neue Einheit, die die Seen bilden. So wird ein Gebilde deutlich, das kontrastiv zum vorherrschenden Christentum und nach goetheschen Glauben aufgebaut ist. Es ergeben sich weitere Sinnbilder: Die höchste Kraft und Wirkung, die der Tod Ottos auf Otilie und den Ausgang der Geschichte ausübt; ein darüber, dem sich Otilie entgegen streckt und Gott anfleht; der kleine Otto, der allen Figuren gleicht; zuletzt der See, das Sinnbild der drei Religionen (altes und neues Testament sowie die dämonischen Einflüsse), unter Otilie. Das wahre Element, von dem hier also die Rede ist, findet sich in dieser Zusammenlegung und setzt den übergreifenden

Maßstab, gemeinsame Leitsätze in Sachen Moral. Auf den letzten Seiten des Romans, kurz vor Ottilies Tod, bezieht sich Mittler schon ähnlich auf diese Thematik, wenn er die Katechismuslehre kritisiert und von „vernünftigen Völkern“ in Bezug auf Moral spricht (MA 521). Denn für ihn sollten diese Werte, diese Gebote, selbstverständlich sein und nicht erst dogmatisch festgelegt oder so abverlangt werden. Er glaubt sogar daran, dass der Mensch „recht gern das Gute, das Zweckmäßige“ tut und das scheinbar intrinsisch, denn „Gesetze und Anordnungen“ sieht er als „ungeschickt[] und barbarisch[]“ (521).

Eine weit weniger religiöse Interpretation der Zusammenlegung der Teiche, die aber immer noch im Rahmen von Gesetzmäßigkeiten besteht, ist auch Goethes Einstellung zu Theorie und Praxis. So heißt es bei Basfeld:

Die Dreiheit von sinnlichem, persönlichem und göttlichem oder geistigem Bezug zu den Gegenständen war für G. der Ausgangspunkt für ein Verständnis der Beziehung von Versuch und Theorie. Ein einzelner Versuch konnte für G. niemals dazu dienen, eine Theorie zu beweisen [...], sondern hatte seine Wert nur in der Vereinigung und Verbindung mit anderen. (Basfeld 723)

So werden *Die Wahlverwandtschaften* zur Beschreibung eines Experiments, eines fiktiven Forschungsberichts–oder eben eines realen, falls Goethe dies wirklich alles selbst erlebt hat–der beweist, dass die menschliche Natur eigenen Maximen folgen will, aber natürlichen Gesetzmäßigkeiten untergeben ist. Gutes und schlechtes Handeln des Einzelnen werden somit nur relativ bewertbar verständlich, sodass auch hier die Zusammenlegung all dieser einzelnen Elemente zu einem Ganzen in Bezug auf die Mitte erklärt ist.

Das Phänomen einer Einheit, die sich ablösen und doch immer wieder zusammenfinden kann, spiegelt sich auch in der Ehe Eduards und Charlottes wieder,

die man durch das Tal rechts bewertet verstehen kann. Im Text heißt es: „Dann, fuhr der Gärtner fort, öffnet sich rechts das Tal und man sieht über die reichen Baumwiesen in eine heitere Ferne.“ (MA 286) Offensichtlich ist hier die Platzierung des Tals zur rechten Seite. Erschwert wird die Interpretation desselbigen jedoch dadurch, dass es kaum weitere Erwähnung im Text findet. Schenkt man der einführende Szene jedoch genauer Aufmerksamkeit, so zeigt sich, wie das Tal als ein zwischen den Ehegatten stehendes Element verstanden werden kann. Mannack führt diesen Punkt kurz und bündig aus und weist auch beiden Parteien jeweils die andere Seite jenseits des Tals (Mannack 190) zu. Somit ließe sich das Tal als eine natürliche Trennung verstehen, durch die sich die Gatten ihren Neigungen entsprechend von einander abgrenzen und auch den Bezug zur alten Ordnung schon zu Beginn der Geschichte andeuten. Fast schon zynisch wirkt unter dieser Betrachtung Eduards Verweis auf das Tal: „Laß uns, sagte er zu Charlotten, den Freund gleich völlig auf die Höhe führen, damit er nicht glaube, dieses beschränkte Tal nur sei unser Erbgut und Aufenthalt.“ (MA 303) Man kann ihm geradezu unterstellen, dass er sich über ihre zerrüttete Beziehung schon bewusst ist und den Gast darüber hinwegtäuschen möchte, doch das reale „Erbgut“, nämlich Otto, wird eben der Beweis dafür, dass das Paar entzweit ist. Auch das Bewusstsein des Hauptmanns, hier keinen „üblen Humor“ dadurch zu zeigen, dass man „an etwas Vollkommneres erinnerte“ (302), liest sich wie ein Gleichnis zur Situation der Figuren, da er sich über die allgemeine Situation schon im Klaren zu sein scheint.

Überhaupt ist der Hauptmann der, mit dem die ganze Reaktion der Wahlverwandschaft eingeleitet wird. Unter dem Gesichtspunkt einer Gesetzmäßigkeit ergibt es daher auch Sinn, dass er auf dem „rechten Flügel“ des Schlosses einzieht: „Auf dem rechten Flügel des Schlosses kann er wohnen, und alles

andre findet sich.“ (289) Die Einladung des Hauptmanns auf das Schloss ergibt sich aus der Langeweile²², die das Paar und vor allem Eduard empfindet.

Auch im Verständnis der antinomischen Spiegelstruktur bilden der Hauptmann und Eduard etwas Zusammengehöriges, sodass sein Einzug und Eduards folgender Umzug zu ihm generell als richtig gelten können. Während beide den selben Vornamen tragen, so könnten sie doch nicht unterschiedlicher sein. Ersterer glänzt durch seinen „excessive use of reason“ (Tantillo 51), während letzterer sehr impulsiv ist. Der Ehemann will seine Frau nicht mehr haben, der andere hingegen bittet sie selbst nach der Tragödie noch um ihre Hand. Zu guter Letzt ist der eine adlig und verwöhnt, der andere lebt von seiner Geschäftigkeit und seinen Fertigkeiten. Sein Einzug auf dem rechten Flügel enthält auch damit Elemente, die eine Struktur gemäß den Gesetzen der Geschichte zulassen.

Diese Gesetze, unter denen sich Elemente und Figuren trennen und zusammenfinden, werden von Eduard deutlich in der Gleichnisrede benannt: „Und doch, versetzte Eduard, wie diese durch Sitten und Gesetze vereinbar sind, so gibt es auch in unserer chemischen Welt Mittelglieder, dasjenige zu verbinden, was sich einander abweist.“ (MA 316) In dieser Szene wird das Gleichnis der Wahlverwandtschaften anhand der *Mittelglieder*, also den Elementen, die eine Vereinigung bewirken, erklärt. Je weiter die Rede fortschreitet, umso mehr werden die positiven, sowie die negativen Wirkungen dieser Mittelglieder deutlich: Nennt es der Hauptmann zuerst noch „Vereinigungslust“ (316), so spricht Eduard schon von den „Scheidungen“ (317). Was die Sitten und Gesetze also letztendlich bewirken wäre in einem Vergleich eher fraglich, da selbige hier nur auf das bezogen werden, was sich sonst abweisen würde. Die eheliche Vereinigung kommt so unter dem Gesetz eher

²² Vgl. Herrmann (60), die diese Behauptung sinngemäß erörtert.

einer Zwangsheirat gleich. Das Lexem der Mitte bestimmt also auch hier eine Doppeldeutigkeit und schließt eindeutig positive oder negative, nur richtige oder falsche Züge aus.

Formen dieser Doppeldeutigkeiten finden sich auch beim Grafen und der Baroness sowie Mittler. „So sprach er [Mittler] lebhaft und hätte wohl noch lange fortgesprochen, wenn nicht blasende Postillions die Ankunft der Herrschaften verkündigt hätten, welche wie abgemessen von beiden Seiten zu gleicher Zeit in den Schloßhof hereinfuhren.“ (MA 350) Erkennbar wird hier die Symmetrie, in der das Paar gleichzeitig in den Hof fährt, sodass auch hier eine Mitte durch beide Seiten erkennbar wird. Dass das Paar ambivalent verständlich ist, wurde bereits erwähnt, und diese Textstelle bietet ein weiteres Indiz dafür. Aus der Sicht Mittlers heißt es zum Graf und zur Baroness: „mit Jenen will ich nicht unter einem Dache bleiben; und nehmt Euch in Acht: sie bringen nichts als Unheil! Ihr Wesen ist wie ein Sauerteig, der seine Ansteckung fortpflanzt!“ (349) Aus seiner Perspektive haftet ihnen also ein durchweg schlechtes Element an. Allerdings wird das Paar wenige Zeilen später mit den Worten „Höchst angenehm“, „schönen Gestalten“, „höchst bequem“ attribuiert und zu guter Letzt wird Mittlers Ansicht verkehrt, wenn es heißt, dass „Ihre freie Weise die Zustände des Lebens zu nehmen und zu behandeln, ihre Heiterkeit und scheinbare Unbefangenheit teilte sich sogleich mit, und ein hoher Anstand begrenzte das Ganze, ohne daß man irgend einen Zwang bemerkt hätte“ (350). Selbst zu ihrer Altersklasse heißt es, dass sie „mittlern Alter[s]“ sind, sodass sich ihre Wesen sehr deutlich in einer Symmetrie befinden. Die Zusammengehörigkeit dieses Paares–und damit auch die aufgestellte Theorie, dass man sie nicht nur als moralisch verwerflich verstehen darf–wird dadurch unterstützt, dass die Baroness „zur Rechten des Grafen“ (MA 359) sitzt. Ihrer Position am Tisch wird so im Verhältnis zu ihm als eindeutig

richtige verständlich.

In der nachfolgenden Rede über die Ehe wird sogar eine Übereinstimmung in der Einstellung des Grafen mit Mittler über die Ehe gefunden. Während letzterer zuvor noch über den Ehestand sagt; „Unbequem mag es manchmal sein, das glaub‘ ich wohl, und das ist eben Recht. Sind wir nicht auch mit dem Gewissen verheiratet?“ (350), so sagt der Graf im Endeffekt das gleiche, wenn auch in anderer Manier: „Wir mögen uns die irdischen Dinge, und besonders auch die ehlichen Verbindungen gern so recht dauerhaft vorstellen, und was den letzten Punkt betrifft, so verführen uns die Lustspiele, die wir immer wiederholen sehen, zu solchen Einbildungen, die mit dem Gange der Welt nicht zusammentreffen.“ (351) Der gravierende Unterschied ist lediglich die Ansicht zur Unauflöslichkeit (349) bzw. zur zeitlich begrenzten Ehe (352). Das Richtige ist für beide sehr rational begründet, fast schon empirisch, sodass hier aus Sicht beider Relativität und Gesetzmäßigkeiten im Richtigen verschmelzen und somit das Element der Mitte beiden Charakteren nachsagbar ist.

Mittler wird aufgrund seines Namens relevant, da sich schon darin eine Verbundenheit mit der Mitte zeigt, die sich auch in seinem Wesen widerspiegelt. Seine Intentionen sind zwar stets von guten Absichten geprägt, sein Wirken jedoch ist von ambivalenter Natur. So heißt es: „Brach nun einmal unter Freunden seine Rede los, wie wir schon öfter gesehen haben; so rollte sie ohne Rücksicht fort, verletzte oder heilte, nutzte oder schadete, wie es sich gerade fügen möchte.“ (520) In dieser Formulierung seines Wesens zeigt sich schon die Vereinigung von Mittlers guten und schlechten Seiten²³, sodass die Verortung links oder rechts für seine Person und auch eine Bewertung seines Handelns nicht eindeutig möglich ist. Benjamin meint jedoch, dass sich Mittlers Verhalten einfach dadurch erklären–und mit einer Tendenz zum

²³ Vgl. hierzu Brodsky (1161).

Negativen bewerten– lässt, dass „alles [...] auf den Anspruch der Satzung hinaus [läuft]“ (Benjamin 17). Dass die Rechtskunde Teil seiner Tätigkeit ist und „sich kein Ehepaar [hatte] scheiden lassen, [So lange er im Dienste war]“ (MA 299), mag zwar Nährboden für Benjamins Argument liefern, dabei wird jedoch außer Acht gelassen, dass er „zu stillen und zu schlichten wußte“ (298-299) und statt eines bequemen Lebens, das ihm sein „Lotteriegewinst“ (299) eventuell ermöglichen konnte, die Arbeit aufnahm, um in „Streitigkeiten“ (298) zu vermitteln. Charlotte beispielsweise sieht dieses Bestreben als durchaus gut, wenn sie in der Gleichnisrede sagt, dass „Das Vereinigen [...] eine größere Kunst [ist], ein größeres Verdienst“ (317). Auch in der Rede des Grafen zur Ehe zeigt sich Mittlers Meinung, in der die Notwendigkeit von Vorgaben relativiert wird, sodass man Benjamins negativer Wertung in Bezug auf Mittler auch widersprechen und ihm auch–wenn auch nicht sehr viele–positive Züge nachsagen kann.

Wie kurz zuvor beschrieben, so steht Mittler gegen die erzwungenen Vorgaben von Gesellschaft und Kirche, da er diese als in jedem Menschen gegeben betrachtet. Das Festhalten an diesen Werten selbst ist für ihn jedoch unerlässlich, womit sich seine strikte Haltung gegen die Scheidung und das Verhalten einiger weniger Figuren erklären lässt. Sogar sein Verzicht auf die kirchlichen Ämter wird damit zur logischen Konsequenz, sodass auch seine Involvierung in den Tod des alten Geistlichen im religiös-goetheschen Sinn deutbar wird: Mittler, der den neuen Geistlichen vermittelt, ist Mitverschulder am Tod des alten Geistlichen. Hiermit werden bei der Taufe nicht nur zwei Generationen vereint und fortgeführt, sondern auch geschieden. Der alte Geistliche, der im Kontrast zur moderneren Form Mittlers steht, hat ausgedient. Doch ein wichtiges Element wird auch hierbei beibehalten; die eigentliche Intention, die gute Absichten verfolgt, und die Realisierung, die oft anderes bewirkt. Somit findet

sich hier eine Ambivalenz, in der Mittler ähnlich wie das goethesche Bild des Christentums begrifflich wird.

Auch die Erwähnung „Jedes unerfreuliche unbequeme Gefühl der mittleren Zeit war ausgelöscht“ (MA 518). gewinnt an Bedeutung, wenn man dieses „mittleren“ als Bezug auf die Figur Mittlers bezieht. Brodsky zieht diese Referenz, um die Rückkehr der vier Hauptfiguren zu normalen Zuständen zu verdeutlichen (Brodsky 1161). Dieser Gedanke lässt sich nützlich erweitern, denn so heißt es, dass die Figuren „einander übereingekommen“ (MA 519) seien, keiner „mehr dem andern etwas nach[trage]“ und „jede Art von Bitterkeit [...] verschwunden [war]“ (518). Das mittlere Element lässt sich hier ebenfalls in zwei Ebenen aufspalten, denn schließlich sind es nur unerfreuliche und unbequeme Elemente, die als ausgelöscht gelten. Der äußere Schein zeigt, wie sie gemeinsam zusammen leben und das Recht der Zusammengehörigkeit scheint immerhin wieder einberufen. Die Atmosphäre scheint entschärft, fast schon entspannt, sodass von dieser mittleren Zeit positive Überbleibsel bestehen.

Mittlers Name und seine Figur zeigen so auf mannigfaltige Weise seine ambivalente Funktion und die damit einhergehende Schwierigkeit ihn eindeutig als Übel- oder Wohltäter zu klassifizieren, sodass auch hier dem Topos der Mitte, als auch Goethes persönlicher Ansicht zur geistlichen Schicht des Christentums, Rechnung getragen wird.

Eine kleine Rolle, die nur am Rande der Geschichte erzählt wird, spielt ein Soldat. „Durch nichts aber vermehrte sie [Luciane] so sehr ihren Ruf, als durch ein auffallendes gutes beharrliches Benehmen gegen einen unglücklichen jungen Mann, der die Gesellschaft floh, weil er, übrigens schön und wohlgebildet, seine rechte Hand, obgleich rühmlich, in der Schlacht verloren hatte.“ (427) Aus dieser

Beschreibung ergeht ein klarer Kontrast der linken und der rechten Hand. Wie dieses Ereignis das Leben des Soldaten beeinflusst, wird weiter beschrieben:

Diese Verstümmelung erregte ihm einen solchen Mißmut; es war ihm so verdrießlich, daß jede neue Bekanntschaft sich auch immer mit seinem Unfall bekannt machen sollte, daß er sich lieber versteckte, sich dem Lesen und andern Studien ergab und ein für allemal mit der Gesellschaft nichts wollte zu schaffen haben. (MA 427)

Obwohl der Soldat wie Eduard rühmlich entlassen wird, so übermannt ihn dieser Schicksalsschlag geradezu und derart bildet er auf mehr als eine Weise einen direkten Kontrast zu Eduards Kriegserfahrung. Während der eine, der Soldat, scheinbar schicksalhaft glaubt, alles verloren zu haben, so ist der andere überzeugt, alles sei gewonnen, nur um zuletzt doch noch alles zu verlieren. Letztendlich ist es aber der Soldat, der durch Lucianes Ermutigung „ein neues Leben“ (428) anfängt, während Eduard letzten Endes den Tod finden wird. Unter diesen Gesichtspunkten mag es zunächst unlogisch erscheinen, dass der Soldat gerade mit der „linken Hand“ (428) anfangen soll zu schreiben, doch ohne die Ermutigung Lucianes folgt er—dem Verlust der rechten Hand nach—Gesetzmäßigkeiten: Zum Einen ist sein Dasein die einzige Begebenheit, in der sich Eduards Kriegsgeschichte widerspiegeln kann, sodass sich hier zum wiederholten Mal die antinomische Spiegelstruktur des Romans offenbaren kann, zum anderen sieht er sich durch den Verlust als entstellt an, sodass er auch hier Eduard in ästhetischen, charakteristischen und sozialen Merkmalen divergent gegenübersteht. Eine dritte Gesetzmäßigkeit ergibt sich aus der Ansicht des Gehülfen, der über Männer sagt, sie „müssen zusammen [...] handeln, sich unter ihres Gleichen [...] verlieren, in Masse [...] gehorchen und ins Ganze [...] arbeiten. [...] und alle Knaben sind ja ohnehin geborne Soldaten [...]“ (449-450). So wird der Verlust des

Soldaten zum existenziellen Defizit, sodass er seinen eigenen Fähigkeiten und seiner Bestimmung–schließlich wird auch seine Figur nur mit seiner Funktion benannt–nicht mehr gerecht wird. Erst durch das Wesen, das ihm überhaupt einen Bezug zur Geschichte gibt, nämlich die scheinbar paradox handelnde Figur Luciane, lässt sich sein Schicksal ändern. Über sie heißt es:

Luciane schien sich's zum Gesetz gemacht zu haben, nicht allein mit den Fröhlichen fröhlich, sondern auch mit den Traurigen traurig zu sein, und um den Geist des Widerspruchs recht zu üben, manchmal die Fröhlichen verdrießlich und die Traurigen heiter zu machen. (MA 440)

Sie verkehrt ihr eigenes Gesetz und scheint auch in der Lage zu sein, das auf andere zu übertragen. Denn durch ihr nicht uneigennütziges Beitragen gelangt der Soldat schließlich zu neuem Lebensmut, obwohl ihm dieser von sich selbst und durch die äußeren Umstände verwehrt ist. Hierin–gemeint sind die Perspektive des Soldaten und Eduards und wie sie daraus schlussfolgern–zeigt sich die Relativität des Gesetzes, die sich aus den gebrochenen Figurenperspektiven ergibt.

Dieses äußere Einwirken auf die innere Selbstwahrnehmung lässt sich auch generell auf den Krieg, der in den *Wahlverwandtschaften* nur am Rande erwähnt wird, übertragen. Eduard beschreibt dem Hauptmann den Krieg nach seiner Rückkehr aus seiner Sicht: „mitten im Gewühl der Schlacht, wenn die Erde vom anhaltenden Donner bebte, wenn die Kugeln sausten und piffen, rechts und links die Gefährten niederfielen, mein Pferd getroffen, mein Hut durchlöcher ward“ (488). Anhand dieser zusammenhängenden Erwähnung (die Gefährten sind ohne weitere Erwähnung nicht in linke und rechte aufteilbar) und der Erwähnung „mitten im Gewühl“ ergibt sich ein deutlicher Aspekt der Mitte, sodass hier weder ein falsches noch ein richtiges Element überwiegen darf. Bevor man jedoch die Neutralität hervorhebt sei darauf zu

verweisen, dass die Soldaten—ohne weitere Details—hier deutlich mit links und rechts beschrieben werden und bewertbar wären. Schließlich hat der Krieg selbst oft ein linkes, falsches Element, nämlich das der Zerstörung und des Leids. Allerdings gibt es auch die rechten, richtigen Maxime, den Kampf für die Freiheit oder der Selbstverteidigung. Doch unter dem Aspekt der Mitte und der Einheit wird die Bedeutung des Krieges für den Roman treffend und passend bei Kuhn beschrieben: „Kein äußerer Feind bedroht die Welt der ‚Wahlverwandtschaften‘, obwohl es eine tiefe Entsprechung ist, daß da draußen Krieg ist. Sie ist in sich selbst hinfällig: durch die Macht eines abstrakt arbeitenden Bewußtseins.“ (Kuhn 41) Vereint sind also äußere und innere Elemente, die damit nicht nur der Romanwelt, sondern auch dem Krieg eine doppelte Bedeutung geben; beide bleiben jedoch durch das abstrakte Bewusstsein vorbestimmt, aus welchem sich all diese Gesetzmäßigkeiten ergeben.

8. Fazit

Das eigentliche Ziel dieser Arbeit, die Erörterung der These, ob dem Roman ein System inhärent ist, in welchem die Attribuierungen mit links und rechts für jeweils falsch oder richtig stehen, wurde nun breit eruiert. In allen Beispielen ließen sich für links und rechts logische Möglichkeiten unter den genannten Diskursen Moral, Religion oder Gesetzmäßigkeiten feststellen, sodass dem Sachverhalt deutlich Evidenz nachgewiesen werden kann. Diese Konstruktion grenzt sich oft jedoch stark von christlich-moralischen Aspekten ab. So wird das Recht der Ehe nicht nur in der Institution gesehen, sondern auch in Naturgesetzen in Form von emotionaler Anziehungskraft der Menschen aufeinander. Deutlich wurden hierbei die Parallelen von Goethes kritischer Sicht auf die christliche Kirche, sodass man anhand dieser Ausführung interpretieren darf, dass dem Roman eine Moralvorstellung innewohnt, die sich in Rechtsfragen stark vom Christentum distanziert, gleichzeitig aber den Wert von Ehe auf einen neuen Maßstab anhebt: Ihr Recht begründet sich nicht mehr nur auf der Institution, sondern auch auf dem Gefühl der Partner.

Neben den linken und rechten Elementen sollten auch Bilder der Mitte und der Einheit nach ähnlichem Muster illustriert werden. Hierbei konnten die gesetzten Vermutungen und Erwartungen nicht wie erwartet erfüllt werden. Allerdings heißt das nicht, dass sich hinter diesen Aspekten kein System verbirgt: Was im Laufe der Analyse deutlich geworden ist, ist die Doppeldeutigkeit, die Ambivalenz und die Verknüpfung sich gegenüberstehender Themen, Dinge und Sachverhalte, die stets mit einem solchen Aspekt der Mitte einhergehen. Somit lässt sich zumindest festhalten, dass der Topos der Mitte und der Einheit einer Systematik folgt und auch hier, wie zum Beispiel an der Figur Mittlers gezeigt, kritisch eine moralische Stellung vorherrscht, die größtenteils mit Goethes Einstellung hinsichtlich christlicher Aspekte

korreliert.

Die in der Einführung theoretisch festgestellte Relativität des Rechts (im Sinne von Gerechtigkeit und Gesetz) zeigt sich ebenfalls als bedeutender Bestandteil des Romans. Dem Recht kommt somit eine größere Bedeutung zu, als man dies auf den ersten Blick vermutete. Schließlich ist es mit Belegen am Primärtext und durch die Forschungsliteratur unbestritten, dass Moral, die deutliche Parallelen zum Recht aufweist, eines der grundlegenden, wenn nicht das grundlegendste Thema darstellt. Auch die Verwendung von „recht“ in adverbialer Form oder im nicht verortenden Adjektivgebrauch scheint vom Erzähler spielerisch gebraucht zu sein, wie sich zum Beispiel in Eduards und Charlottes Diskussion zu Beginn der Handlung erörtern ließ. Wie die Bedeutung der Moral von manchen Figuren untergraben wird, so geschieht dies auch mit dem Recht.

Ergiebig waren auch die Verbindungen der religionskritischen Aspekte mit der Geschichte. Bedingt durch die Ansichten Goethes kann zumindest gesagt werden, dass das links-rechts-Schema stellenweise gerade durch diese Kritik Sinn ergibt. Anders herum, sofern man diesen Gedanken zur These zustimmen möchte, lässt sich die in Kapitel drei vorgenommene Darstellung von Goethes Glauben dahingehend erhärten, dass seine Ansichten zu Religion allgemein eher kritisch waren.

Neben diesem Ansatz, der den Roman mit seiner links-rechts-Struktur aus historischer Perspektive erweitert, lässt sich der Text auch unter allen hier genannten Aspekten modern interpretieren. Versteht man vier Hauptfiguren, und neben diesen auch Mittler und das Baronpaar, prototypisch als normale Durchschnittsmenschen in Bezug auf ihr Verhalten und ihre Gefühle, so lässt sich das Scheitern jedes einzelnen an wenigen Merkmalen festmachen: Charlotte beharrt darauf jeglichen Wandel abzuwenden, Eduard denkt nur an sich selbst, der Hauptmann versucht alles mit

Rationalität zu begründen, Mittler fehlt Toleranz, dem Grafen und der Baronesse der Bezug zu christlichen Werten und auch wenn Ottilie ihren Fehler erkennt und „erleuchtet“ wird, so fehlt ihr trotzdem der Wille, sich durchzusetzen, und die Tragödie abzuwenden. In dieser Geschichte voller tragischer Momente zieht keine Figur vollkommen glücklich davon, denn auch das Adelspaar (Graf und Baronesse) muss sich wahrscheinlich weiterhin mit der Kritik Außenstehender auseinandersetzen. Doch wie schon in der Einführung angedeutet, so lässt sich der Roman als Parabel verstehen: Fügt man die einzelnen Stärken der Figuren zusammen, so wäre es dennoch möglich gewesen, dieses Ende abzuwenden. Hätte Eduard etwas von Ottilies Mäßigung gehabt, Charlotte und Mittler etwas mehr Toleranz des Baronpaars, selbige etwas mehr christlichen Anstand, Ottilie mehr Tatendrang wie Mittler und der Hauptmann mehr Einfühlungsvermögen wie Charlotte oder mehr Leidenschaft wie Eduard, so wäre die Grundkonstellation, die eben diesen Ausgang bewirkt, eine völlig andere. Führt man diesen Gedanken auf die bisher angesprochenen religionskritischen Aspekte und die zeitgenössischen Kommentare weiter, so könnte man den Roman selbst als eine Anleitung dazu verstehen, wie man es nicht im Leben machen sollte. Dogmatische Lehren sind nicht nur hilfreich und Wunder gibt es nicht. Regeln in Form von Gesetzen und Moral sind relativ und kein Garant für ein gutes Miteinander. Verheißungen für ein von Gott gegebenes Paradies werden relativiert, denn der Mensch ist selbst für sein Glück verantwortlich, so wie das Unglück der Figuren sich immer wieder in den verschiedensten Facetten zu erkennen gegeben hat.

Selbst wenn man dieser parabelhaften Interpretation nicht zustimmen möchte, so gilt es, eine wichtige Tatsache zu erwähnen, die auch für weitere Forschungskontexte von Bedeutung sein kann. Während der eigentlichen Hauptarbeit wurde mein Betreuer eher zufällig auf Foster Damons Interpretation von William

Blakes Werk *Illustrations of the Book of Job* aufmerksam gemacht, welches für die hier vorliegende These und weiterführende Forschungen neue Möglichkeiten ausbreitet²⁴. In diesem Werk wird das Buch Hiobs illustriert und graphisch dargestellt. Entscheidend ist hier Wicksteeds Feststellung, dass auf allen in diesem Werk aufgeführten Bildern den graphischen Verortungen eine sehr ähnliche Bedeutung zukommt, wie es in dieser Thesis der Fall ist. So schreibt er: „The right hand or foot is the good, the spiritual; the left is material, the legal, even the wrong.“ (4) Auch dem Recht kommt eine bedeutende Rolle zu, allerdings wird diese zu etwas Feindlichem, sobald sie als einziger Maßstab dient (4). Zudem besteht die Möglichkeit, dass Teile seiner Engelsbeschreibungen (6) mit den Figurenkonfigurationen der *Wahlverwandtschaften* immense Ähnlichkeiten aufweisen. Im dritten und letzten Teil dieser Bücher wird die zuvorige Geschichte schließlich verkehrt, vorherige Fehler korrigiert (7), sodass auch die Möglichkeit einer antinomischen Spiegelstruktur gegeben sein könnte. Bedenkt man nun noch, dass sich die Lebensdaten beider Künstler, also Goethe (1749-1832) und Blake (1757-1827), deutlich ähneln, so ist immerhin die Möglichkeit einer gegenseitigen Beeinflussung gegeben, die für dieses Thema relevant wäre.

Der Roman *Die Wahlverwandtschaften* mag anderweitig verständlich sein und es mag auch Argumente gegen meine These geben, dennoch bleibt die Möglichkeit einer solchen Interpretation bestehen. Goethes Parabel zu einem „besseren“ Leben erweist sich jedenfalls auch 200 Jahre nach ihrer Veröffentlichung als ein Werk, welches sich durch eine tiefgreifende Struktur auszeichnet und dem Leser einige Leerstellen zur Rekonstruktion bereithält. So soll diesem Werk, welches sich hinsichtlich moralischer Maxime aus einem *goetheschen Glauben* heraus als Parabel

²⁴ Ich möchte einen besonderen Dank an Herrn Dr. Michael C. Eben dafür aussprechen.

und auch Weiterentwicklung der christlichen Moral verstehen lässt, abschließend mit Eduards Worten attestiert werden, welche Bedeutung Goethes „Selstopfer“ hat, das er bewusst mit der Veröffentlichung seines Romans zu seiner Zeit in Kauf genommen hat:

was bin ich unglücklich, daß mein ganzes Bestreben [*in diesem Werk*²⁵] nur immer eine Nachahmung, ein falsches Bemühen bleibt! [...] Es ist eine schreckliche Aufgabe, das Unnachahmliche nachzuahmen. Ich fühle wohl, Bester, es gehört Genie zu allem, auch zum Märtyrertum. (MA 528-529)

²⁵ Vom Autor dieser Arbeit eingefügt.

Bibliographie

- Basfeld, Martin. „Die Wahlverwandtschaften.“ *Goethe Handbuch: in vier Bänden*.
Bd. 3. Stuttgart: Metzler, 1997. 719-743. Print.
- Benjamin, Walter. „Goethes Wahlverwandtschaften.“ *Spiegelungen Goethes in
unserer Zeit: Goethe-Studien von Walter Benjamin [et al.]*. Wiesbaden:
Limes-Verlag, 1949. 11-94. Print.
- Blessin, Stefan. *Erzählstruktur und Leserhandlung: Zur Theorie der literarischen
Kommunikation am Beispiel von Goethes „Wahlverwandtschaften“*.
Heidelberg: Carl Winter, 1974. Print.
- Bolz, Norbert. „Die Wahlverwandtschaften.“ *Goethe Handbuch: in vier Bänden*. Bd.
3. Stuttgart: Metzler, 1997. 152-185. Print.
- Brodsky, Claudia. „The Coloring of Relations: *Die Wahlverwandtschaften* as
Farbenlehre.“ *MLN* 97.5. (1982): 1147-1179.
- Constantine, David. „Rights and Wrongs in Goethe’s *Die Wahlverwandtschaften*.“
German Life and Letters 47.4. (1994): 387-399.
- Damon, S. Foster. *Blake's Job: William Blake's Illustrations of the Book of Job. With
an Introd. and Commentary by S. Foster Damon*. Providence: Brown
University Press, 1966. Print.
- „Das doppelte Gehirn: ein Spiegelbild?“ *Bundesministerium für Kunst Unterricht,
Kunst und Kultur*. 04. Juli 2011
<<http://www.museumonline.at/1997/schulen/bg10/deutsch/gehirn.htm>>.
- Eckermann, Johann Peter. *Sämtliche Werke: Gespräche mit Goethe in den letzten
Jahren seines Lebens*. München: C. Hanser, 1986. Print.
- F.A. Brockhaus Wiesbaden. *Der Grosse Brockhaus*. Bd. 7 & 9. Wiesbaden: F. A.
Brockhaus, 1977. Print.

- Flitner, Wilhelm. *Goethe im Spätwerk: Glaube, Weltsicht, Ethos*. Bremen: Carl Schünemann, 1957. Print.
- Gadamer, Hans-Georg. *Wahrheit und Methode*. Bd. 1. Tübingen: Mohr, 1990. Print.
- Goethe, Johann Wolfgang. *Goethe im Spätwerk: Glaube, Weltsicht, Ethos*. Bremen: Carl Schünemann, 1957. Print.
- . *Goethes Werke: Romane und Novellen*. Hamburg: C. Wegner, 1960.
- . *Meine Religion: Mein politischer Glaube; zwei vertrauliche Reden*. Berlin: E. S. Mittler und Gohn, 1899. Print.
- . *Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens: Dichtung und Wahrheit*. München: C. Hanser, 1985. Print.
- . *Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens: Die Farbenlehre*. München: C. Hanser, 1989. Print.
- . *Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens: Epoche der Wahlverwandtschaften 1807-1814*. München: C. Hanser, 1987. Print.
- . *Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens: Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens*. München: C. Hanser, 1986. Print.
- Herrmann, Elisabeth. *Die Todesproblematik in Goethes Roman Die Wahlverwandtschaften*. Berlin: Erich Schmidt, 1998. Print.
- Hübner, Kurt. „Eule – Rose – Kreuz: Goethes Religiosität zwischen Philosophie und Theologie.“ *Goethe im Gegenlicht: Kunst, Musik, Religion, Philosophie, Natur, Politik*. Heidelberg: Palatina, 2000. Print.
- Jeßing, Benedikt. *Johann Wolfgang Goethe*. Stuttgart; Weimar: Metzler, 1995. Print.
- Kuhn, Isabella. *Goethes Wahlverwandtschaften oder das sogenannte Böse: Im besonderen Hinblick auf Walter Benjamin*. Frankfurt am Main: Lang, 1990. Print.

- Kittler, Wolf. „Goethes *Wahlverwandtschaften*: Sociale Verhältnisse symbolisch dargestellt. *Goethes Wahlverwandtschaften: kritische Modelle und Diskursanalysen zum Mythos Literatur*. Hildesheim: Gerstenberg, 1981. 230-259. Print.
- Krippendorf, Ekkehart. „Goethes Bürgerethik.“ *Ma 'at, Konfuzius, Goethe: drei Lehren für das richtige Leben*. Frankfurt am Main: Insel, 2006. Print.
- Langenscheidt Fremdwörterbuch Online-Edition*. 04. Juli 2011
<<http://services.langenscheidt.de/fremdwb/fremdwb.html>>.
- Mannack, Eberhard. *Raumdarstellung und Realitätsbezug in Goethes epischer Dichtung*. Frankfurt am Main: Athenäum, 1972. Print.
- Miller, J. Hillis. *Illustration*. Cambridge, Massachusetts: Harvard U P, 1992. Print.
- Mommsen, Katharina. *Goethe und die arabische Welt*. Frankfurt am Main: Insel, 1988. Print.
- Nitschke, Claudia. „Corporeality and Emotion in Goethe's Die Wahlverwandtschaften.“ *Publications of the English Goethe society* 80.1. (2011): 38-52.
- Ovid. *Ovid's Metamorphoses: Books 1-5*. Norman, London: U of Oklahoma P, 1997.
- Ritzenhoff, Ursula. *Erläuterungen und Dokumente: Johann Wolfgang Goethe Die Wahlverwandtschaften*. Stuttgart: Philipp Reclam, 1982. Print.
- Schade, Oskar. *Altdeutsches Wörterbuch. Zweiter Teil P-Z*. Hildesheim: Georg Olms, 1969. Print.
- Schaeder, Grete. *Gott und Welt: drei Kapitel Goethescher Weltanschauung*. Hameln: Fritz Seifert, 1947. Print.
- Schlick, Werner. *Goethe's Die Wahlverwandtschaften: a middle-class critique of aesthetic aristocratism*. Heidelberg: C. Winter, 2000. Print.

Schwan, Werner. *Goethes Wahlverwandtschaften: Das nicht erreichte Soziale.*

München: Wilhelm Fink, 1983. Print.

Siegrist, Christoph. *Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens: Epoche der*

Wahlverwandtschaften 1807-1814. München: C. Hanser, 1987. Print.

Tantillo, Astrida Orle. „Deficit Spending and Fiscal Restraint: Balancing the Budget

in *Die Wahlverwandtschaften.*“ *Goethe Yearbook.* Bd. 7. Columbia, S.C.:

Camden House, 1994. 40-61. Print.